

Mai 2024

99 unique

Das studentische Kulturmagazin für Jena und Weimar



Israel und Palästina:
Diskurshoheiten und
Könige

Hyperpolitik:
Aktivismus ohne
Aktivität

Kunst in Gaza:
Vergessene
Vielfalt

S.O.S.

Grünes Herz

28.04.

-

27.10.

Unsere Natur
im Wandel

www.sos-gruenesherz.de

AUSSTELLUNG
Herzogliches
Museum
Gotha



Friedenstein
Stiftung
Gotha



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Thüringen
-entdecken.de



Liebe Leserinnen und Leser,

es ist fast Tradition in der *unique*, immer dann, wenn Israel verstärkt in den Fokus gesellschaftlicher Diskurse gerät, eine eigene Ausgabe dazu zu publizieren. Der brutale Angriff der Hamas auf israelische Kommunen – und gerade auf jene Kibbuzim, die für ihre propalästinensische Haltung bekannt sind – ist so ein Anlass. Seit dem 7. Oktober 2023 ist für Millionen von Menschen nichts mehr wie zuvor. Die Ausgabe 99, die ihr in euren Händen haltet, bildet unsere zeitversetzte Beschäftigung mit dem Thema ab. Und es hat uns auch nicht überrascht, dass wir ausgerechnet bei diesem Thema innerhalb der Redaktion selten einer Meinung waren. Wir hoffen also, einige Perspektiven auf den über ein Jahrhundert langen zionistischen Kampf – der mit Theodor Herzl noch eine klar sozialistische Form hatte, wovon heute nur noch wenig übriggeblieben ist – zu geben. Gleichzeitig soll diese Ausgabe auch ein Abbild einiger Debatten darstellen, die in der deutschen Gesellschaft umhergeistern.

So unterschiedlich die Haltungen innerhalb der Redaktion auch sind – wir alle vertreten die These, dass Kontextualisierung nicht gleich Relativierung bedeutet. Es ist eben bei jedem Krieg etwas von einer Ambivalenz spürbar zwischen dem Versuch, aktuelle Feindschaften zu historisieren, zu rationalisieren – was schnell in ein Mythologisieren abrutschen kann –, und dem Versuch, gegenwärtig sich aufdrängende Ereignisse als singulär und ahistorisch zu (v)erklären. Dass die israelische Besetzung der palästinensischen Gebiete ein wesentlicher Faktor für die Entstehung terroristischer „Energien“ ist, ist unbestreitbar. Jedoch lassen sich Terrorakte nicht allein darauf reduzieren.

In solch aufrührenden Zeiten sollte man nicht vergessen, seinen Blick immer wieder zu weiten und bei anderen Themen verweilen zu lassen. Auch dazu laden wir in dieser Ausgabe ein.

Eure Redaktion

Zur Hauptsache

Kannst du Gaza?	4
Chroniken eines angekündigten Todes?	10
Kolumne: Die Herren der Ringe	13
Von der Keule zum Genozid: Das schlecht gemachte Gewissen der „Israelkritik“	14

Politik & Philosophie

Hyperpolitik und die letzte Generation	18
„Ventus vitalis“ oder: Vom guten Lüften	22

Kunst & Kultur

Kolumne: Herzblut und Kunstrasenboden	26
Mit den Augen der Kunst	27
Rezension: So long, Jena	30
Rezension: „Gleichzeit“ – literarischer Dialog zwischen Israel und Mitteleuropa	32
Staub - Ein queeres Community-Filmprojekt aus Thüringen	33

Impressum

Kanntest du Gaza?

von *Aliena Kempf*

Terror, Unruhe, Bedrohung – viel mehr hörte ich in den letzten Jahren nicht über Gaza. Seit dem 7. Oktober sind es Bilder von Elend, Armut und Tod, die täglich präsentiert werden. Der Küstenstreifen gleicht einem Trümmerfeld mit Resten grauer Betonbauten, zwischen denen Eltern nach ihren Kindern suchen. Ich war verblüfft, als ich erfuhr, dass dort bis vor wenigen Jahren ein vielfältiges kulturelles und intellektuelles Leben florierte. Nicht nur, dass dieses nun vollständig zerstört ist – das Leid der Bewohner*innen Gazas und die dort stattfindende Kulturzerstörung wurde jahrzehntelang von der internationalen Öffentlichkeit weitgehend verdrängt. Jetzt können wir live dabei zusehen, wie die Bevölkerung Gazas ausgehungert und vertrieben wird. Die israelische Regierung scheint darauf abzuzielen, die Palästinenser*innen in Gaza kulturell zu entwurzeln, ihre letzten noch verbliebenen Verbindungen zu ihrer Heimat zu kappen. Doch dieser Versuch ist möglicherweise zum Scheitern verurteilt...

Unbewohnbar

Bereits im Jahr 2015 warnte die UNO davor, dass der Gazastreifen bis 2020 unbewohnbar sein könnte, da eine humanitäre Katastrophe bevorstünde. Schon damals waren 80 Prozent der Bewohner*innen Gazas auf Hilfsorganisationen angewiesen, mehr als jede*r Zweite war arbeitslos und die Jugendarbeitslosigkeit lag bei 60 Prozent. Junge Menschen in Gaza kennen nichts anderes als regelmäßige Bombeneinschläge auf Wohnhäuser, Krankenhäuser und Schulen, als den Anblick verstümmelter Menschen und Todesmeldungen. Ihr Leiden erhielt einen eigenen Begriff: „Gaza-Syndrom“, das Gefühl ständiger Unsicherheit und die Anhäufung von Traumata.

Spätestens Ende Januar dieses Jahres konnte die UNO ihre Prognose eindeutig bestätigen: Laut eines Berichts der Welthandels- und Entwicklungskonferenz macht das Ausmaß der Zerstörung ziviler Infrastruktur durch den derzeitigen Krieg den gesamten Gazastreifen de facto unbewohnbar. B'Tselem, das israelische Informationszentrum für Menschenrechte, berichtet über die Hungerkrise im Gazastreifen: Im Dezember 2023 waren bereits 93 % der Bevölkerung Gazas von Hunger bedroht. Die Gefahr des Hungertods besteht für mindestens 500.000 Menschen. Die Prognose: steigend.

„Even Death is Starving in Gaza“, beschreibt es der in Gaza lebende Dichter Mohammed Moussa.

In den ersten beiden Kriegsmonaten wurden 1,8 Millionen Menschen – 85 % der Bevölkerung – aus dem nördlichen Gazastreifen in den Süden nach Rafah vertrieben. Da Israel unmittelbar nach Kriegsbeginn den Verkauf von Elektrizität und Wasser an Gaza stoppte und das Kraftwerk in Gaza schließen ließ, besteht eine immense Wasserknappheit. Die Grundhygiene ist mangelhaft und Infektionskrankheiten können nicht ausreichend behandelt werden. Laut WHO sind derzeit mindestens 90 % der Kinder unter fünf Jahren von einer oder mehreren Infektionskrankheiten betroffen – die Kombination mit Hunger und Traumata ist tödlich. Um den Krieg wegen eines humanitären Kollapses nicht vorzeitig beenden zu müssen, ordnete der israelische Ministerpräsident Benjamin Netanjahu am 19. November an, eine „minimale Notmenge an Kraftstoff“ für die Betreibung von Gazas Wasser- und Abwasserpumpen bereitzustellen, während die Siedlerbewegung bereits den Aufbau von sechs Siedlungen im Gazastreifen plante – begleitet von einer Rhetorik der Zwangsumsiedlung („Emigration“) von Palästinenser*innen.



Gaza in Folge der Nakba

Mit der israelischen Staatsgründung im Jahr 1947 begann für die Palästinenser*innen eine Geschichte des Leids, der Verluste und Vertreibung, die unter dem Namen „Nakba“ („Katastrophe“) Eingang in das kollektive Gedächtnis fand. Aus Sicht der Palästinenser*innen sind die neueren Entwicklungen eine tragische Zuspitzung der Nakba, die sie seit 1947 erleben, als im Zuge des Palästinakrieges 750.000 Menschen – die Hälfte der damaligen palästinensischen Bevölkerung – zu Flüchtlingen wurden. 200.000 von ihnen flohen nach Gaza, wo damals rund 80.000 Menschen lebten.

Nach dem Palästinakrieg besetzte Israel einen Großteil der damaligen Region Palästina, bis auf das Westjordanland, welches von Jordanien besetzt wurde, und den „Gazastreifen“, welcher fortan unter ägyptischer Verwaltungs- und Besatzungsmacht stand und nun sei-

nen Namen erhielt. Aufgrund der Verdreifachung der Bevölkerungszahl – quasi über Nacht – sank der Lebensstandard der Bewohner*innen Gazas drastisch. Durch die vielen Flüchtlingslager verlor das landwirtschaftlich geprägte Gebiet einen Großteil seines Ackerlandes. Zudem wurde Gazas Hafen geschlossen, was wesentlich zum Einbruch der Wirtschaft beitrug. Ab 1950 nahm sich das Palästina-Hilfswerk UNRWA der Notlage der Flüchtlinge an, die überwiegend in offenen Zeltlagern in Zitruschainen lebten. Obwohl die ägyptische Militärverwaltung politische Aktivitäten weitgehend unterdrückte, bildeten sich Untergrundbewegungen der kommunistischen Partei und der Muslimbruderschaft, die vor allem in der Flüchtlingsgemeinschaft starke Unterstützung fanden. Ab 1960 wurden unter dem damaligen ägyptischen Ministerpräsidenten Gamal Abdel Nasr

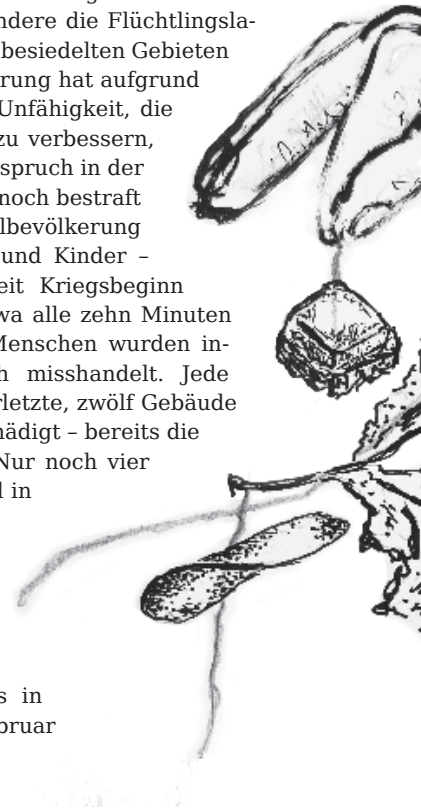
politische Aktivitäten erlaubt, woraufhin sich 1964 die palästinensische Befreiungsorganisation PLO und ihr militärischer Arm (PLA) im Gazastreifen gründeten.

Nach dem Sechs-Tage-Krieg von 1967 besetzte Israel den Streifen für die nächsten 38 Jahre. Um die palästinensische Widerstandsbewegung zu zerschlagen, wurden PLA-Kämpfer, Demonstranten und politische Persönlichkeiten inhaftiert, in den Sinai vertrieben oder nach Jordanien deportiert. Soziale und kulturelle Organisationen, auch Festivals, Ausstellungen und öffentliche Vorträge, wurden regelmäßig verboten oder ihre Finanzierung verhindert. Diese Beschränkung der politischen Kultur wird auch noch heute in den palästinensischen Autonomiegebieten praktiziert. Durch die vollständige Abhängigkeit von Israel konnte sich Gazas Wirtschaft nicht entwickeln. Die sich entfaltenden islamistischen Strukturen, aus denen 1980 die islamistische Widerstandsbewegung Hamas hervorging, wurden von der israelischen Regierung anfangs als ein willkommenes Gegengewicht zu der nationalistischen PLO betrachtet und als eine gemeinnützige Organisation gefördert. Da sich die PLO auf Verhandlungen um eine Zweistaatenlösung einließ, wurde die Hamas zur Fahnenträgerin des Widerstandes. Mit ihren ersten Militäroperationen im Jahr 1989 entstand eine blutige Spirale der Gewalt, die von den Palästinenser*innen bis heute deutlich höhere Opfer abverlangt.

Im Jahr 2005 beschloss die israelische Regierung die 21 israelischen Siedlungen im Gazastreifen zu räumen und das Gebiet der palästinensischen Autonomiebehörde zu überlassen. Die Hamas gewann die darauffolgenden Parlamentswahlen, setzte sich 2007 bei dem Kampf um Gaza gegen die Fatah – die größte Fraktion innerhalb der PLO – durch und regiert seitdem den Gazastreifen mit diktatorischer Gewalt. In unmittelbarer Reaktion erklärte Israel den Streifen zum feindlichen Gebiet und ließ die Treibstoff- und Stromversorgung herunterfahren, um die Hamas zu schwächen. Die bis heute andauernde Blockade des Wasser-, Land- und Luftraumes des Gazastreifens setzte ein – das endgülti-

ge Aus seiner Wirtschaft. Die Blockade beschränkt den Waren- und Personenverkehr sowie den Zugang zu Lebensmitteln, Medikamenten und Baustoffen. Sie wurde von der UNO immer wieder als Kollektivbestrafung der Zivilbevölkerung kritisiert, insbesondere Israels bürokratisch-genaue Bemessung der Lebensmitteleinfuhr nach dem minimalen Kalorienbedarf des Menschen – auch Schokolade, Chips und Koriander waren zeitweise verboten.

Heute leben 2,3 der insgesamt 5,4 Millionen Einwohner*innen der palästinensischen Autonomiebehörde im Gazastreifen. Etwa 70 % sind Flüchtlinge des Palästina-Kriegs und deren Nachkommen. Damit gehört der Streifen mit einer Fläche etwa so groß wie das Bundesland Bremen – insbesondere die Flüchtlingslager – zu den am dichtesten besiedelten Gebieten der Welt. Die Hamas-Regierung hat aufgrund von Korruption und ihrer Unfähigkeit, die humanitäre Lage in Gaza zu verbessern, in den letzten Jahren an Zuspruch in der Bevölkerung verloren. Dennoch bestraft Israel vor allem die Zivilbevölkerung – alte Menschen, Frauen und Kinder – für den Hamas-Terror: Seit Kriegsbeginn im Oktober 2023 stirbt etwa alle zehn Minuten ein Kind in Gaza, 2.600 Menschen wurden inhaftiert, viele mutmaßlich misshandelt. Jede Stunde gibt es 35 neue Verletzte, zwölf Gebäude werden zerstört oder beschädigt – bereits die Hälfte aller Wohnhäuser. Nur noch vier der 35 Krankenhäuser sind in Betrieb. Ganze Familien wurden bei Zerstörungen von Drei-Generationen-Häusern ausgelöscht. Die Opferzahl von mindestens 99 Journalist*innen ist beispiellos in der Geschichte. (Stand: Februar 2024)



Kulturstadt Gaza

In Anbetracht des Schicksals des Gazastreifens in Folge der Nakba, der israelischen Blockade und der zahlreichen Militäroperationen gerät ein anderes Bild von Gaza in den Hintergrund. Gaza sei für Außenstehende ein „ärmlicher Platz, verdammt zu ewigem Elend, bewohnt von einer fanatischen Gruppe Terroristen“, schreibt Jawdat Khoudary, Sammler archäologischer Funde für Gazas Museum Al-Mathaf. Selten habe ein Außenstehender „die schöne Küstenstadt vor Augen, bewohnt von einfachen und gastfreundlichen Menschen, die allein ein gutes Leben führen möchten.“ Die Bewohner*innen Gazas verbinden mit ihrer Heimat den Duft der Orangen- und Zitronenhainen, von Nelken, Rosen und Bougainvillea-Blumen, die zugleich wichtige Exportgüter sind. Die Bäuer*innen sind stolz auf den weltweit einzigartigen Geschmack ihrer Erdbeeren, die sie auch als „rotes Gold“ bezeichnen. Sie werden das ganze Jahr über angebaut und vorwiegend nach Europa und in andere arabische Länder exportiert.

Ebenso wenig bekannt ist die lange Geschichte Gazas als eines der am längsten bewohnte Gebiete der Welt. Die Kanaaniter, die alten Ägypter, Phönizier, Römer und Byzantiner sowie später die muslimischen Eroberer und dann die Osmanen haben im Laufe der

Jahrhunderte an diesem Küstenstreifen gelebt und ihre Spuren hinterlassen. Die Handelsstadt Gaza war lange ein Symbol für den interkulturellen Austausch, da sie aufgrund ihrer strategisch günstigen Lage am Mittelmeer Afrika, Europa und Asien verband. Die Andenken an die reiche Kulturgeschichte Gazas wurden jedoch mittlerweile nahezu vollkommen zerstört.

Bereits im Jahr 2006 zeichnete sich für Kulturwissenschaftler Detlev Quintern in Gaza eine „Kulturzerstörung

in bislang unbekanntem Maß“ ab. Nach der britischen Forschungsagentur Forensic Architecture wurden bisher mehr als 200 Kulturstätten in Gaza von israelischen Streitkräften zerstört. Dazu gehört z.B. der historische Anthedon Hafen, der erste bekannte Hafen von Gaza – bereits 2017 durch israelische Streitkräfte zerstört – oder die Große Omari-Moschee, die wahrscheinlich älteste Moschee im Gazastreifen, die vor 1.400 Jahren errichtet wurde. In der Bibliothek der Moschee befanden sich die letzten wenigen Bücher antiker Sammlungen. Sie wurden bei einem israelischen Bombenangriff am 8. Dezember 2023 zerstört.

Teil der Zerstörung sind zuletzt auch die von Forensic Architecture dokumentierten Umweltschäden, die durch das Pumpen von Meerwasser in das Tunnelsystem unter Gaza verursacht werden. Für das Errichten der dazu benötigten Pumpen wurden mehrere archäologischen Fundstätten beschädigt. Umweltschützer*innen haben davor gewarnt, dass dies die bereits geringen Grundwasservorkommen Gazas für die nächsten kommenden Generationen gefährde und Gaza langfristig unbewohnbar machen könnte.

Die derzeitigen Bilder in den Medien gehen nicht nur wenig auf die Zerstörung kultureller Stätten ein – wie viele Menschen in Deutschland haben eine Vorstellung von dem einst reichen kulturellen Leben in Gaza? Zum Beispiel florierte bis vor wenigen Jahren eine Badehaus-Kultur in Gaza-Stadt. Die marmorgefliesenen Badehäuser aus der osmanischen Zeit – oft noch mit traditionellen Holzöfen und Aquädukten beheizt – waren lange Zeit ein Treffpunkt für die städtische Bevölkerung. Das Hammam al-Sammara war das letzte von ihnen. Es wurde im Dezember 2023 durch Luftangriffe israelischer Streitkräfte zerstört. Gazas Kultur habe Jahrhunderte von Kriegen überdauert, so der französische Historiker Jean-Pierre Filiu, aber nicht Israels aktuelle Aggression – die Erinnerung an die Menschheit werde vor unseren Augen ausgelöscht.



Angriffe auf eine kulturelle Identität

Im Zuge der Etablierung eines jüdischen Staates in der Region von Palästina wurde die Kultur der dort lebenden Bevölkerung zunehmend verdrängt und zerschlagen. Die Besatzung zerstört das kulturelle Leben und die Kreativität in Gaza, so Abdel Salam Attari, Direktor für Literatur und Verlagswesen im Kulturministerium der Palästinensischen Autonomiebehörde. Es sei Teil Israels Politik, die palästinensische Identität auszulöschen. Zahlreiche Luftangriffe auf das kulturelle Leben zeugen davon: Bis Mitte Februar wurden 32 Kultureinrichtungen und Theater zerstört, sowie zwölf Museen, neun öffentliche Bibliotheken und acht Verlage und Druckereien. Zudem wurde die Tötung von mindestens 44 Schriftsteller*innen und Künstler*innen sowie 94 Universitätsprofessor*innen dokumentiert.

Auch vor der unmittelbaren Ahnenkultur der Palästinenser*innen in Gaza machen die israelischen Streitkräfte keinen Halt: Laut CNN haben sie 16 Friedhöfe im Gazastreifen zerstört, Grabstätten mit Bulldozern zerpflegt und dabei Leichen freigelegt. Die mutmaßlich strategische Zerstörung von Ruhestätten ist ein Akt der Entmenschlichung und das vielleicht deutlichste Zeichen des Versuchs, die Kultur der Bevölkerung Gazas zu

entwürdigen und die Menschen kulturell zu entwurzeln.

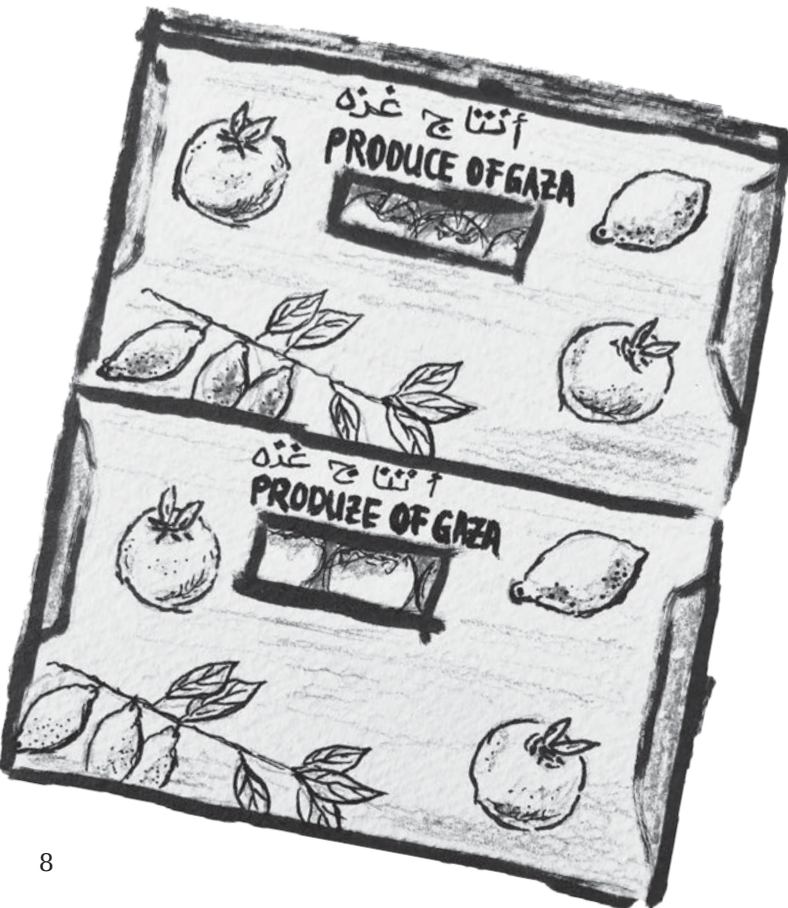
Ein wesentlicher Teil der kulturellen Verwurzelung einer Gemeinschaft ist auch ihr Wissenssystem, das in Universitäten und Bibliotheken bewahrt und weiterentwickelt wird. Das Wissen um die eigene Kultur und Geschichte ist identitätsstiftend – wenn nicht die Voraussetzung, um eine kulturelle Identität ausbilden und bewahren zu können. Satellitenbilder verdeutlichen, dass Orte der Bildung und Wissenschaft sehr wahrscheinlich intendierte Angriffsziele der israelischen Armee waren. Laut OCHA-Bericht wurden 400 Bildungseinrichtungen im Gazastreifen – rund 90 % aller Schulen und Hochschulen – zerstört, darunter die fünf Universitäten Gazas – inklusive zahlreicher wissenschaftlicher Erzeugnisse.

Nach Muhammad Ayyash, einem palästinensischen Professor in Kanada, gehe es Israel darum, die Palästinenser*innen als eine kulturelle Gruppe, die Wissen produziert, aus der Geschichte zu streichen. Trotz der vielen Kriege und der Perspektivlosigkeit sei die aktuelle Alphabetisierungsrate in Gaza mit 97,5 % erstaunlich hoch. Viele Palästinenser*innen sähen Bildung als Teil ihres Befreiungskampfes, so Ayyash. Sie würden Gaza etwas zurückgeben wollen, um es wieder zu einem lebenswerten Ort zu machen, an dem kulturelle Güter geschaffen werden: wissenschaftlicher Fortschritt, Kunst und Kultur. Davon zeugten die renommierten Bildungseinrichtungen in Gaza, die hochqualifizierte Absolvent*innen hervorbrachten, und die hohe Zahl an Studierenden – bis vor Kurzem rund 85.000.

Noch besorgniserregender als der katastrophale Zustand des vielfältigen Kultur- und Bildungsleben Gazas ist die Tatsache, dass dieses in euroamerikanischen Diskursen und Berichterstattungen der letzten Jahre kaum Beachtung fand. Die Region wurde vorrangig aus politischer und sicherheitspolitischer Perspektive betrachtet – die Palästinenser*innen in Gaza entweder als Opfer oder Bedrohung dargestellt. Dass sie Erb*innen und Mitgestalter*innen einer reichen kulturellen Tradition und einer vielfältigen Bildungslandschaft waren, schien nicht in dieses Bild zu passen und wurde verdrängt.

Eine Kultur des Widerstands

Menschen drücken ihre kulturelle Identität – ihre Zugehörigkeit zu einer kulturellen Gruppe – durch gemeinsame Werte, Traditionen, Sprache, Geschichte, Bräuche, Musik, Kunst u.Ä. aus. Sie ist Teil des eigenen Selbstbewusstseins und bildet die Grundlage des Rechts zur Selbstbestimmung. Die Zerstörung von kulturellen Orten und Wissensbeständen kann jedoch schwerlich eine kulturelle Identität auslöschen – im Gegenteil: Die Jahrzehnte lange Unterdrückung der einheimischen Bevölke-



rung Palästinas führte zu einem neuen Selbstbewusstsein der Menschen als kulturelle Gruppe – wenn auch geprägt von Trauer, Wut und Frustration – und zu neuen Ausgestaltungen ihrer Kultur. Die Zerstückelung des palästinensischen Autonomiegebiets und die Isolation Gazas veranlasste die Palästinenser*innen zur Schaffung diverser neuer Verbindungsformen, wie z.B. virtueller Austauschprogramme, von denen die *unique* in Ausgabe 97 berichtet hat. Bekanntlich gibt es auch Fälle krimineller Kreativität: Als Reaktion auf Israels seit 2007 andauernde Blockade errichtete die Hamas mit dem Tunnelsystem eine komplexe „Parallelkultur“, um Lebensmittel, Medikamente, Baumaterialien und Waffen in den Gazastreifen zu schmuggeln.

Zu einem festen Teil der palästinischen Identität ist die Haltung des friedlichen Widerstandes geworden: die Haltung des Sumuds, was so viel bedeutet wie Standhaftbleiben als alltäglicher Widerstand – Weitermachen trotz widriger Bedingungen – Versuchen, so normal wie möglich zu leben – zerstörte Häuser Wiederaufbauen, auch wenn ein erneuter Niederriss droht – und vor allem: unter keinen Umständen das Land verlassen. Mit der israelischen Aggression wächst auch der palästinensische Widerstand, der zunehmend auch den aktiven, gewaltvollen Widerstand beinhaltet und an dessen Spitze in einem nie dagewesenen Ausmaß der Terrorangriff der Hamas am 7. Oktober stand. Nichtsdestotrotz sprechen sich viele Palästinenser*innen nach wie vor für den friedlichen Widerstand aus. In Gaza haben sich Projekte etabliert, die den Menschen eine Stimme geben wollen, damit ihre Not in der internationalen Gemeinschaft Gehör findet. Das gemeinnützige Jugendprojekt „We Are Not Numbers“ hat z.B. zum Ziel, die Geschichte junger Menschen hinter den abstrakten Zahlen aus den Nachrichten zu erzählen. Die Mitglieder

der „Gaza Poets Society“ versuchen, ihr persönliches Erleben der aktuellen Notlage in Gaza in Worte zu fassen und über Social Media zu verbreiten.

Das sind Beispiele von Gruppen, die der derzeitigen Kulturzerstörung zum Trotz neue Kultur schaffen. Aufgrund ihrer dynamischen und komplexen Struktur kann eine kulturelle Identität schwerlich durch Gewalt zerstört werden – sie verändert jedoch ihre Gestalt und wird durch das dialektische Kräfteverhältnis mit ihren Opponenten vielmehr gestärkt als zerstört. Es ist unmöglich, den Widerstand der Palästinenser*innen mit Gewalt zu brechen – die gegenteilige Entwicklung zeichnet sich ab. Die israelische Unterdrückung und Vertreibung beförderten die Idee des Befreiungskampfes durch Bildung auch in der Diaspora, wie intellektuelle Bestrebungen zur Aufdeckung israelischer Kriegsverbrechen. Hinzu kommt die sich potenzierende weltweite Solidarisierung mit den Palästinenser*innen und ihrem Schicksal, was ebenfalls das palästinensische Bewusstsein als kulturelle Gruppe stärkt.

Anders steht es um die individuelle Verwurzelung eines Menschen, dessen Heimat zerstört und dessen Familie verletzt, verstümmelt oder gar vollkommen ausgelöscht wurde. Menschen können entwurzelt werden – kulturelle Gruppen kaum. Ersteres schürt Hass. Es hinterlässt tiefe Wunden, die über Generationen fortbestehen, die sich bereits tief in das kulturelle Gedächtnis der Palästinenser*innen eingegraben hat. Letztes, die palästinensische Kultur, kann den Küstenstreifen wiederbeleben, sofern dies politisch gewollt ist. Es ist schwer vorstellbar und doch jederzeit möglich, der Nakba ein Ende zu setzen, den Palästinenser*innen endlich Zuversicht und eine Vision zu geben, eine angemessene Antwort auf die tiefen Zerwürfnisse und Leiderfahrungen zu finden. Dazu gehört es auch, den Menschen in Gaza und ihrer Kultur den ihnen gebührenden Respekt zu erweisen – auch im öffentlichen Diskurs und in der medialen Berichterstattung. Diese Form des Sumuds verdient unsere Aufmerksamkeit.

□

Chroniken eines angeku

von Rebecca Hinrichs

Es war einmal ein König. Ein lang regierender König. Ein König, dessen Thron schon oft gewackelt hatte, der schon das ein oder andere Mal von diesem Thron gerutscht war, der sich aber trotzdem immer wieder aufrappeln und den Thron für sich erobern konnte. Es schien fast so, als hätte der König neun Leben. Und dies ist seine Geschichte.

Seit Jahren spalten sich die israelischen Gemüter an diesem Staatsmann. Gegner nennen ihn zuweilen schon „Crime Minister“ und die Proteste gegen ihn wurden im Jahr 2023 bis zuletzt immer lauter. Benjamin Netanjahu, von vielen „Bibi“ oder gar „King Bibi“ genannt, wird 1949 in Israel geboren. Zwar wächst er anfangs in Jerusalem auf, bald schon folgt aber die Auswanderung in die USA. Bibi wächst zwischen zwei Welten auf, ändert sogar seinen Namen in die amerikanisierte Form „Ben Nitay“, bleibt aber dennoch Israel verbunden. 1967 dient er fünf Jahre in der militärischen Eliteeinheit „Sajeret Matkal“, eine Zeit, aus der er nie müde wird zu erzählen.

Ben Nitay studiert unter anderem in renommierten Häusern der Harvard University und dem MIT, bevor seiner Familie ein starker Schicksalsschlag widerfährt. Der ältere Bruder Jonathan „Joni“ Netanjahu kommt während eines Anti-Terror-Einsatzes in Uganda beim Versuch, israelische Geiseln aus der Hand palästinensischer und deutscher Terroristen zu befreien, ums Leben. Daraufhin folgt die Gründung des dem Bruder gewidmeten Jonathan Institute, das als Konferenzplattform gegen den israelbezogenen internationalen Terror dient. Hierdurch wird der israelische Botschafter in den USA auf Bibi aufmerksam, der ihm kurzerhand eine Stelle als Stellvertreter des Botschafters in Washington anbietet. Der internationale Terrorismus soll Netanjahus Steckenpferd bleiben (bis jetzt).

UN, Untreue und Unterhaltung

Zunächst klettert er weiter die Karriereleiter nach oben – seine nächste Station bei der UN als Vertreter Israels schafft ihm einen internationalen Ruf. Schon

hier weiß Bibi sich und sein politisches Handeln richtig zu vermarkten, präsentiert sich bei Auftritten im israelischen Fernsehen gerne als harten, dem sich allem strotzenden Mann, der sich zum Wohle seines Landes jedem Gegenwind entgegenstellt. 1988 kündigt er seinen Eintritt in die israelische Politik an und seinen Job bei der UN auf. In der Zwischenzeit nimmt er Sprechunterricht bei der Kommunikationsexpertin Lyilian Wilder und unterhält ein privates Probestudio für Fernsehauftritte. Das alles kann aber seinen ersten Medienskandal nicht verhindern, der durch die Enthüllungen rund um eine außereheliche Affäre verursacht wird. Schon hier sieht sich Netanjahu erstmals als Opfer einer Schmutzkampagne.

Doch auch das schadet seinem Eintritt in die israelische Politik nicht. Netanjahu geht in einer Zeit in die Politik, in der die israelische Linke an Rückhalt verliert zugunsten der Likud, die als größte Rechtspartei Israels aufsteigen kann. Netanjahus Karriere geht erneut steil bergauf, 1993 wird er Parteiführer des Likuds, 1995 Oppositionsführer gegen die Regierung Rabins. In dieser Position bekleckert er sich allerdings nicht mit Ruhm. Im Zuge des Osloer Friedensprozess gilt er als größter Gegner dessen, veranstaltet ein großes Säbelrasseln gegen den Friedensvertrag und wirft den damaligen politischen Führern des Landes vor, wertvolles Land an die palästinensische Gegenseite zu verschenken und zu verscherbeln. Die dennoch zustande kommenden Oslo Verträge bezeichnet er gar als „beunruhigenden Moment nationaler Demütigung“. Nach dem ersten Sprengstoffattentat der militanten extremistischen Terrororganisation Hamas im Jahr 1995 geht er vollkommen in der Rolle des Oppositionsführers auf, muss sich gar dem Vorwurf stellen, diese Krise für eigene Zwecke auszuschlachten. Unter anderem

ündigten Todes?



hält Netanjahu eine Rede auf einer Protestveranstaltung auf der auch der Ruf „Tod Rabins“ ertönt, was im Nachgang sehr zynisch erscheint. Wenige Wochen später wird der israelische Ministerpräsident Jitzchak Rabin durch einen jüdischen Extremisten ermordet. Bibi wird für den Tod des Verhandlungsführers im Osloer Friedensprozess mitverantwortlich gemacht, schafft es aber im Zuge dessen, seine Gegnern und vor allem die Medien genau des gleichen Vorwurf zu bezichtigen: das Ausschlachten von Tragödien zu politischen Zwecken. Nichtsdestotrotz werden erste Stimmen im Likud laut, sich von Netanjahu abzuwenden.

Aufstieg und Fall

Dennoch wird Bibi 1996 das erste Mal zum israelischen Ministerpräsidenten gewählt. Seine erste Amtszeit zeichnet sich zunächst durch eine kompromisslose Politik in Bezug auf die Palästinenser aus. Mit Erfolg, denn die Zahl der Sprengstoffattentate nimmt ab. Doch mit der Öffnung eines Klagemauertunnels am Tempelberg nehmen Proteste und Unruhen wieder deutlich zu. Vertrauenswerte in den Medien, der akademischen und öffentlichen Welt Israels nehmen bis 1999 drastisch ab, befeuert durch aufkommende Korruptionsvorwürfe und einer Reihe von weiteren Skandalen. Dagegen kann auch die schön inszenierte Homestory Netanjahus nicht ankommen. Der vorerst endgültige Imageverlust erfolgt im Zuge des Hebron Protokolls und die damit verbundene Teilung Israels, verhandelt auch unter dem Druck der USA. Trotz einer großangelegten Kampagne erfolgt 1999 die erste Abwahl Bibis. Der König fliegt vom Thron.

Die Zeit der politischen Verbannung ist auch die

Zeit der Zweiten Intifada und des internationalen Terrorismus, welche das immer schon währende Sicherheitsbedürfnis der israelischen Gesellschaft weiter verstärkt. Hieran erwächst somit das Hauptthema Netanjahus: Sicherheit. Das vorherrschende linke Konzept des Friedens mit den Palästinensern, welcher nur durch die Schaffung gleichwertiger Lebensverhältnisse zu erreichen sei, wird durch die rechte Ansicht, nur die Stärke und Macht über die Palästinenser könne Sicherheit in der Region schaffen, ersetzt. Bibi treibt die Ansicht von Stärke und Macht mit all seiner Kraft voran. Seine Agenda wird durch eine weitreichende Medienoffensive, realisiert durch eine ordentliche Portion Vitamin B, erleichtert. In den 2000er Jahren stellte Bibi verschiedene Ministerposten, unter anderem den Außen- und Finanzminister. 2006 findet er sich erneut in der Rolle des Oppositionsführers. Der König pirscht sich allmählich zurück zum heißbegehrten Thron.

2009 wird er erneut zum Ministerpräsidenten gewählt und geht eine Koalition mit der ultraorthodoxen Schas Partei und anderen religiösen Parteien ein. Im politischen System Israels sind solche großangelegten Koalitionen durch die niedrige Sperrklausel von 3.25% keine Seltenheit. In seiner Grundsatzerede vor der Bar-Ilan-Universität findet sich die erste Erwähnung eines möglichen palästinensischen Staates, allerdings nur unter erheblichen Bedingungen der Entmilitarisierung und eines ausbleibenden Siedlungsstopps für Israelis in den besetzten Gebieten. Trotz der relativen Sicherheit während seiner Amtszeit gilt er keineswegs als Medienliebling in Israel, wohl auch wegen seiner anhaltenden Kritik, Israels Medien seien insgesamt zu links und einheitlich.

Der König übersteht mehrere Rücktritte und Neuwahlen zwischen 2013 und 2015 und geht sogar mit

zwei zusätzlichen Regierungsposten aus der Vertrauenskrise. Unter anderem macht er sich zusätzlich zum Kommunikationsminister. Somit etabliert er sich zum „König Bibi“, wie ihn seine Anhänger bis heute nennen. Beim Thema Siedlungsbau und vor allem einem Rückzug aus den eigentlich palästinensischen Gebieten bezieht Netanjahu weiterhin eine harte Position, auch aufgrund des zunehmenden Rechtsrucks des Likuds in den 2010er Jahren.

Außenpolitisch zeigt er sich mit Orbán und Putin, pflegt eine enge Beziehung zu Berlusconi und auch Trump scheint ihm so sympathisch, dass er 2019 eine israelische Siedlung in der West Bank nach ihm benennt. Frieden mit den Palästinensern erscheint für Bibi in weiter Ferne. Vielmehr will man für Sicherheit und Ruhe sorgen, nicht unbedingt für Frieden. Dennoch: Das israelische demokratische System beförderte ihn immer wieder an die Spitze.

Aufrappeln und Absichern

2018 werden erneut Korruptionsvorwürfe wegen Medienbestechung laut, die Polizei empfiehlt der Staatsanwaltschaft ein Ermittlungsverfahren aufzunehmen. Dieses wird 2020 zunächst durch einen Immunitätsantrag abgewendet, jedoch wenig später wieder aufgenommen. Netanjahu bestreitet die Vorwürfe bis heute. Der Prozess läuft nach einer Unterbrechung durch den Angriff der Hamas seit dem 4. Dezember letzten Jahres weiter, ein Urteil steht noch aus. Allerdings stößt auch dies König Bibi nicht vom Thron.

Das geschieht erst 2021, nachdem es ihm nicht gelingt, eine neue Regierung zu formen, und er durch Naftali Bennet abgelöst wird. Doch der König gibt nicht auf und arbeitet an einem erneuten Comeback. Das gelingt ihm durch die Selbstaflösung der Knesset und die anschließenden Neuwahlen 2022, in denen Netanjahu das rechte Lager erfolgreich zur Regierungsmacht führt. Seinen Thron erklimmt er mithilfe einer der rechtsten Koalitionen in der israelischen Geschichte. Hierbei ist das rechts-religiöse Bündnis keinesfalls als monolithischer Block anzusehen. In Bezug auf die Palästinenserfrage beziehen die religiöseren Parteien eine weniger radikale Position als die rechten Anteile der Koalition. Die zersplitterte Parteienlandschaft Israels scheint eben auch solche Koalitionsbündnisse zu befördern, und seit der Zweiten Intifada lässt sich, ebenso wie im Europa der 2010er

Jahre, auch innerhalb der israelischen Bevölkerung ein Rechtsruck verzeichnen. Zudem sind Königsmacherpositionen ein grunddemokratisches Problem, vor allem in konsensorientierten Systemen wie Israel. Daher war es nicht nur König Bibis Machtinstinkt, der eine solche ultrarechte Regierung zu Tage förderte. Auf der anderen Seite lässt sich eine Abwanderung der Likud-Wähler zu radikaleren, rechten Parteien beobachten, so dass König Bibi für seine Absicherung des Throns auch diese Parteien versucht einzubinden. Nach der Sicht Netanjahus sei der Likud als stärkste Koalitionspartei Wortführer und könne somit das Wirken der rechtsradikalen Kräfte immer noch steuern. Dennoch gilt: Wie man sich bettet, so legt man sich, auch wenn jene Koalition sich auf eine demokratische Legitimierung berufen kann. Gerade die hoch umstrittene Verfassungsreform soll vor allem den rechtsreligiösen Kräften die Hoffnung geweckt haben, mehr Gesetze – selbst welche bereits abgelehnt wurden – in ihrem Sinne durchbringen zu können und eine noch größere Gestaltungsmacht zu erlangen. Es ist also fraglich, ob König Bibi seine Gefolgsleute weiterhin an der Leine halten kann.

Und dann folgte der 7. Oktober 2023, der so viel Leid, so viel Gewalt, so viel Schmerz über die Region brachte. Die Frage bleibt, warum gerade König Bibi, welcher wie kein anderer für die Bekämpfung des Terrorismus steht, den blutigen Hamas-Angriff im Oktober letzten Jahres so kolossal unterschätzen konnte. So habe es konkrete Warnungen aus Ägypten gegeben, die unbeachtet blieben oder falsch eingeschätzt wurden, vielleicht aus einem zu tiefen Vertrauen auf das eigene Sicherheitssystem. Denn auch dafür stand König Bibi seit über 20 Jahren: Sicherheit und Ruhe, aber kein Frieden. Und das scheint ihm auf unglaubliche Weise an jenem Tag aus den Händen gegliedert zu sein. Ein politischer Tod trotz Ankündigung. Im Dezember 2023 glauben laut Umfragen nur noch 27% der Israelis, dass sich König Bibi auf seinem Thron halten kann. Kann ihm ein vollkommenes Ausschalten der Terrororganisation Hamas das verlorene Vertrauen zurückbringen oder ist dies der endgültige neunte Tod des Königs? □

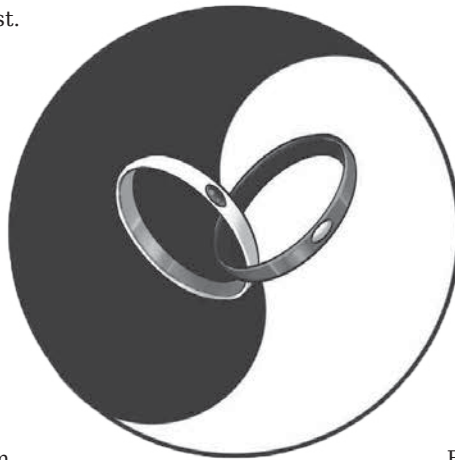
Die Herren der Ringe

von Thomas Honegger, Professor der
anglistischen Mediävistik an der FSU

Als Experte des Werks von Professor J.R.R. Tolkien werde ich oft gefragt, ob ich die Darstellung von Gut und Böse in *Der Herr der Ringe* (1954-55) nicht als holzschnittartige Vereinfachung einer komplexen moralischen Realität empfinde. Meine Antwort ist meist, dass eben gerade die relative Vereinfachung einen Grund für die Anziehungskraft darstellt und die überzeitliche Wirkungskraft dieses Textes erklärt. Da wir in unserem familiären und beruflichen Alltag wie auch in der kleinen und großen Politik meist mit Grautönen konfrontiert sind, ist es für den inneren moralischen Kompass sehr hilfreich, wenn man von Zeit zu Zeit die Dinge mit eindeutiger Klarheit gespiegelt bekommt – wofür sich eben die Literatur der Phantastik als besonders geeignet erweist. Es war wohl kein Zufall, dass Auseinandersetzungen mit den Schrecken des Totalitarismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gerade auch in Form von Fabeln oder Allegorien (z.B. Orwells *Animal Farm* [1945]), Dystopien (Orwells *1984* [1949]) oder eben epischer Fantasy wie *The Lord of the Rings* (geschrieben 1937-49, veröffentlicht 1954-55) geschahen. Literatur hilft, die Dinge klarer zu sehen.

Nun kenne ich zugegebenermaßen kein zeitgenössisches Schlüsselwerk, das den Blick auf die tragische Lage im Nahen Osten und den langwierigen Konflikt zwischen den verschiedenen Kulturen, Religionen und Ethnien in dieser Gegend klären könnte. Es gibt genügend politische Akteure, die mit ihrem jeweiligen Narrativ die komplexe Gemengelage in ein moralisch eindeutiges, einfach zu verstehendes und alle Zwischentöne ausblendendes Muster pressen möchten. Aber ein halbwegs objektiver Beobachter kann bei der Betrachtung der Gesamtlage die Grautöne nicht ignorieren – da helfen auch keine Erzählungen von kleinen Leuten mit Haaren auf den Füßen. Und dennoch findet sich zumindest im Ansatz eine Antwort in der Literatur. Auch diesmal geht es um einen Ring bzw. Ringe, nämlich in der Ringparabel in Gotthold Ephraim Lessings Theaterstück *Nathan der Weise* (1779).

Der weise Jude Nathan wird vom Sultan Saladin aufgefordert, die drei abrahamitischen Religionen (Judentum, Christentum, Islam) zu vergleichen und zu bewerten, was dieser mit der berühmten Ringparabel tut und den Sultan zur Einsicht bringt, dass keine der drei Religionen einen absoluten Anspruch auf die alleinige Wahrheit erheben kann. Auch in der jetzigen Situation wünschte man sich einen ‚Nathan‘, dem auf der islamischen Seite ein ‚Saladin‘ zur Seite steht, und dass die beide den weisen Spruch des Richters zu Herzen nehmen:



Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an
Tag
Zu legen! Komme dieser Kraft mit
Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit
Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'! Und wenn sich dann der
Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weiserer Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich; und sprechen. Geht!

Von der Keule zum

von Nils Richber

Israel „hat die Rückendeckung der Zivilgesellschaften verloren. Es ist darum wahrscheinlich der einzige Staat auf der Welt, der Lobbyarbeit um seiner Existenz willen betreibt – nicht für seine Politik, nicht im Interesse seines wirtschaftlichen Fortkommens, sondern für seine moralische Legitimierung an sich. Und es ist dabei, diesen Kampf zu verlieren.“

Diese Anfang Dezember getätigte Aussage des bekannten israelischen Historikers Ilan Pappé bezeugt nicht nur unmissverständlich, dass, wenn es um Israel geht, besondere Maßstäbe gelten. Sie bezeugt ebenfalls, dass mit diesem Ausnahmestatus Israels in der Weltöffentlichkeit durchaus die Anfechtung seines „Existenzrechts“ verbunden ist – müsste doch sonst für ein Recht, das nicht bestritten wird, auch nicht lobbyiert werden. Diese Anfechtung artikuliert sich kaum weniger deutlich unter dem negativen Vorzeichen gegenteiliger Beteuerungen und der Phalanx von Exklusivausdrücken, die sich in die Rede über Israel eingeschliffen haben, als in der ganz unverhüllten Ausnahmebehandlung Israels durch die Vereinten Nationen. Man müsste es mit der bewussten Verharmlosung des Weltgeschehens wohl recht weit treiben, wollte man behaupten, es seien seit 2015 bloß darum mehr als doppelt so viele Resolutionen gegen Israel als gegen alle anderen Länder zusammen verabschiedet worden, weil die Menschenfeindlichkeit der israelischen Politik eben diejenige aller anderen Staaten in den Schatten stelle. Und wie anders sollte sich erklären, dass die Palästinenser/innen, insofern sie als Opfer israelischer Misshandlungen in Erscheinung treten, mit einem für sie exklusiv zuständigen Hilfswerk, sowie einem rechtlichen Sonderstatus ausgezeichnet werden, der etwa die Vererbbarkeit ihres Flüchtlingsstatus einschließt, als dadurch, dass man sie als Opfer eines besonderen, mit anderen unvergleichlichen Vertreibungsverbrechens wahrnimmt? – Dass nahezu ausschließlich Israel als Urheber des Elends der Palästinenser/innen angeklagt wird, rechtfertigt Zweifel daran, dass wirklich die Solidarität mit diesen Menschen in ihrem Leiden als letztlich bestimmendes Motiv dieser Umtriebe angenommen werden darf. Solidarität

müsste sich wohl schließlich auch daran messen lassen, dass nicht bloß beiläufig oder relativierend von der menschenverachtenden Martyriums- und Opferideologie jener Islamisten gesprochen wird, deren Führer unverhohlen und konsequent „das Blut der Frauen, Kinder und Alten“ von Gaza als den Stoff einer spirituellen Verjüngungskur begreifen, oder von der Diskriminierung und Isolierung staatenloser Palästinenser/innen in den benachbarten arabischen Ländern, oder von ihrer politischen Geiselnahme als Druckmittel gegen Israel – um bloß von der unmittelbaren Gegenwart zu sprechen.

Darf man dagegen heute unbekümmert einen Zufall darin annehmen, dass es ausgerechnet der Staat Israel ist, der nun moralischen Denunziationseifer auf sich zieht wie kein Zweiter? Ausgerechnet der Staat, dessen bloße Möglichkeit zur Zeit um den ersten internationalen Zionistenkongress in Europa schon mit einem Fanal des Verfolgungswahns beantwortet wurde, wie es die mehr als hundert Jahre später nun vor allem im arabischen Raum verbreiteten Protokolle der Weisen von Zion darstellen? Ausgerechnet der Staat, der ohne die von Deutschland ausgegangene antisemitische Vernichtungsmission und die Gleichgültigkeit der Welt gegenüber ihren Opfern nicht gegründet worden wäre?

Wer ungerührt Beweise dafür verlangt, dass die „Kritik am Staat Israel“ und dessen besonderes Privileg, von aller Welt als Staat kritisiert und zur Disposition gestellt zu werden, von der unbewussten Kontinuität antisemitischer Bildungen und Reflexe getragen wird, muss nicht nur die angedeuteten diskursiven Schief lagen umgehen, sondern die Kontinuität der Geschichte selbst herunterspielen, verdrängen oder leugnen. Denn „der unaussprechliche Gräuel“ des Vernichtungsvorhabens der Schoah ist menschheitsgeschichtliche Erfah-

Genozid

rung geworden, die sich nicht provinzialisieren lässt und die „auf dem modernen Menschen [lastet] wie ein Gewissensbiss“ (Vladimir Jankélévitch). Die Frage nach der Kontinuität des Antisemitismus in der „Israelkritik“ steht im Raum und sie muss dorthin nicht erst durch die berüchtigte „zionistische Propaganda“ oder die vermeintlichen Priester des „Schuldskultes“ gestellt werden, die dem eigenen Bedürfnis nach historischer Sinnstiftung einen Strich durch die Rechnung machen. Sie stellt sich objektiv durch die Erfahrung einer historischen Katastrophe, der gegenüber sich Naivität kategorisch verbietet – also etwa so zu tun, als könnte sich der Antisemitismus, der zur Shoah geführt hat, seither einfach in eine dunkle Ecke verflüchtigt haben und als wären die Wege nicht längst gebahnt, auf denen ihm in Israel ein neues Objekt zu finden beschieden war.

Israelkritisch eingestellte Zeitgenoss/innen pflegen darauf mit der apodiktischen Formel zu antworten, „zwischen Antisemitismus und einer legitimen Kritik am Staat Israel“ beziehungsweise, wenn man der Verdrängung dessen, was sich in dieser Formulierung Bahn bricht, nachzuhelfen versucht, „an der israelischen Politik“, müsse „unterschieden werden“. – Das Problem mit dieser Antwort liegt aber nicht nur in der nachjustierten Selbstverharmlosung, die hinter das eingangs zitierte, ganz anders lautende Eingeständnis des israelkritischen Historiker-Pioniers Pappe zurückfällt. Vor allem resultiert sie nicht, wie ihre stereotypische Wiederholung anzeigt, aus einem reflexiven Durcharbeiten der Frage. Sie hat vielmehr den Charakter der Verkündung eines Grundsatzes, d.h. einer *petitio principii*. Sie entspricht als Antwort ihrem Inhalt nach schlicht einer Weigerung, sich die Frage zu eigen zu machen – der dann Gründe nachgetragen werden können.

Diese Aneignungsverweigerung bereitet aber die Grundlage für eine projektive Auslagerung: Das, wovon man selbst nichts wissen will, das sich aber aufdrängt, muss sich also einem manipulativen Eingriff von außen verdanken: Es sind bestimmte Gruppen, die mit einem

wiederum Israel unter den Staaten allein vorbehaltenen Sprachgebrauch als „Israel-Lobby“ bezeichnet werden, welche den Antisemitismus immer schon „gegenüber denen, die es wagen, sich kritisch zu äußern“, „instrumentalisiert“ haben. Wo immer der Antisemitismus sich als etwas zu erweisen droht, was die mutigen Israelkritiker/innen betreffen und in Anfechtung stürzen könnte, hat man es schon nicht mehr mit Antisemitismus, sondern mit dessen Instrumentalisierung zu tun. Die verhängnisvolle, die Beziehung zur politischen Wirklichkeit verformende Kontinuität des antisemitischen Ressentiments wird selbst nach antisemitischem, verschwörungstheoretischem Muster erklärt: Das schlechte Gewissen – das schon Friedrich Nietzsche dem Christentum, das Christentum selbst aber „Israel“ mit seiner heimtückisch-ausdauernden und „sublimen Rachsucht“ in Rechnung stellte – wird nicht als Spur von etwas anerkannt, das man selbst verdrängt hat, sondern als schlecht gemachtes Gewissen. Es kehrt von außen wieder als Erpressungsversuch eines pro-israelischen Komplotts, gegen das man sich beherzt zur Wehr setzen müsse und dessen Fußsoldaten und Kollaborateuren, die einem mit der bereits von Martin Walser gefürchteten „Moralkeule“ zu Leibe rücken, man nur frei von Gewissensangst die Stirn zu bieten habe. Das Leiden der Palästinenser/innen, sofern es jeweils vermeintlich oder tatsächlich israelisch verursacht ist, verleiht diesem selbstbescheinigten Wagnis der Kritik seine moralische Rechtfertigung. Es wird darum geradezu unmittelbar, beinahe persönlich genommen, in drastischsten, sich gegenseitig überbietenden Bildern und Begriffen geschildert und bis in einen morbiden Schauerkitsch hinein – passend zur islamistischen Ideologie – als kollektives Martyrium dramatisiert, welches die oft durch das palästinensische Kind symbolisierte Unschuld im Angesicht des unaussprechlich Bösen erleide. Von der ambivalenteren Realität und dem realen Zusammenhang des Leidens bleibt im Schatten dieser apokalyptisch aufgeladenen, manichäischen Szene wenig übrig. Von der andererseits waltenden strategischen Nüchternheit, mit welcher die Hamas-geführte Mordorgie vom 7. Oktober 2023 zum Akt des „Widerstands“ und zur militärischen „Offensive“ euphemisiert, wenn nicht gleich mit einem fixen „Cui bono?“ Israel selbst in die Schuhe geschoben wird, bleibt ebenfalls kaum eine Spur, wenn es postwendend die israelischen Militärschläge gegen Gaza als nicht weniger denn einen blutdürstigen Genozid

und Vernichtungskrieg zu denunzieren gilt, der genau jetzt geschehe, gleichzeitig aber sowieso von Beginn an, also seit der „Nakba“ genannten Vertreibung palästinensischer Araber/innen im Zuge der israelischen Staatsgründung, im Gange sei. – Es scheint, dass wer im moralischen Wettrüsten nicht unterliegen will, wohl bei der Keule nicht stehenbleiben darf, sondern rhetorisch zu schwereren Geschützen greifen muss.

Dass es sich bei dieser Überbietungslogik, die an die Unmittelbarkeit des Mitgefühls appelliert, um eine Sabotage am Denken – auch dem eigenen – handelt, beschrieb Theodor W. Adorno um 1968 so:

„Wer sich einbildet, er sei, als Produkt dieser Gesellschaft, von der bürgerlichen Kälte frei, hegt Illusionen wie über die Welt, so über sich selbst; ohne jene Kälte könnte keiner mehr leben. Die Fähigkeit zur Identifikation mit fremdem Leiden ist, ausnahmslos in allen, gering. Daß man es einfach nicht mehr habe mitansehen können, und daß keiner guten Willens es länger mitansehen dürfe, rationalisiert den Gewissenszwang.“

Wo sich der kritische Wagemut an den Ausbrüchen von Betroffenheit und moralischer Verurteilungswut als Maske von Schuldabwehr erweist, gälte es, sich darauf zu besinnen, was „Kritik“ von Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft an tatsächlich bedeutet: eine Kritik, die zugleich Selbstkritik wäre – die sich nicht kurz entschlossen auf ihren Inhalt stürzt, sondern mit Karl Marx zu fragen beginnt, „warum dieser Inhalt jene Form annimmt“. Erst dort und mit einer Kritik der Kritik an Israel könnte eine kritische Analyse der historischen, gesellschaftlichen und politischen Rolle Israels in der

Gegenwart anheben – und sie ist nicht unter einer Kritik derjenigen Gesellschaft denkbar, die des besonderen Sündenbocks Israel bedarf, um der Allgemeinheit ihrer bürgerlichen Kälte nicht inne werden zu müssen. Nicht bloß die Tendenz zum Antisemitismus wäre zu benennen, die den bürgerlich-kapitalistischen Vergesellschaftungsformen als solchen innewohnt, da sie das Bedürfnis nach den Bildern des gierigen Finanzspekulanten, des wurzellosen Bodenräubers oder des ränkeschmiedenden Volksverrätters immer neu hervorbringt, um sich das Versagen von Markt, Staat und Demokratie erklären zu können. Zudem wäre Israel als die staatgewordene Erinnerung an die historisch endgültige Kompromittierung des Zukunftsversprechens dieser bürgerlichen Gesellschaft ernstzunehmen, die weder zur Verbreitung von „Demokratie und Menschenrechten“ noch in die letzten zivilisationsdurstigen Winkel der alten Welt geführt hat, noch zur Aufhebung ihrer Selbstbeschränkung durch das Privateigentum in den Sozialismus als Ziel der Geschichte – sondern in den Massenmord als irrationale Schicksalsmission. Wenn es Israel, wie Slavoj Žižek einmal bemerkte, bis heute anders als anderen Staaten nicht gelang, seine Gründungsgewalt leidlich zu verdrängen, wofür auch die Gewalt gegen Palästinenser/innen symptomatisch bleibt, dann darum, weil diese Gewalt die bürgerliche Welt daran erinnert, dass ihre eigene, allgemeine Gewalt durch nichts mehr zu rechtfertigen ist – und weil diese Welt nicht zuzulassen bereit ist, dass ausgerechnet Israel vergisst, woran sie selbst nicht denken will. □

Anzeige

Die Materialien für dein Studium
bekommst du bei Thalia.



Jenaer Universitätsbuchhandlung Thalia

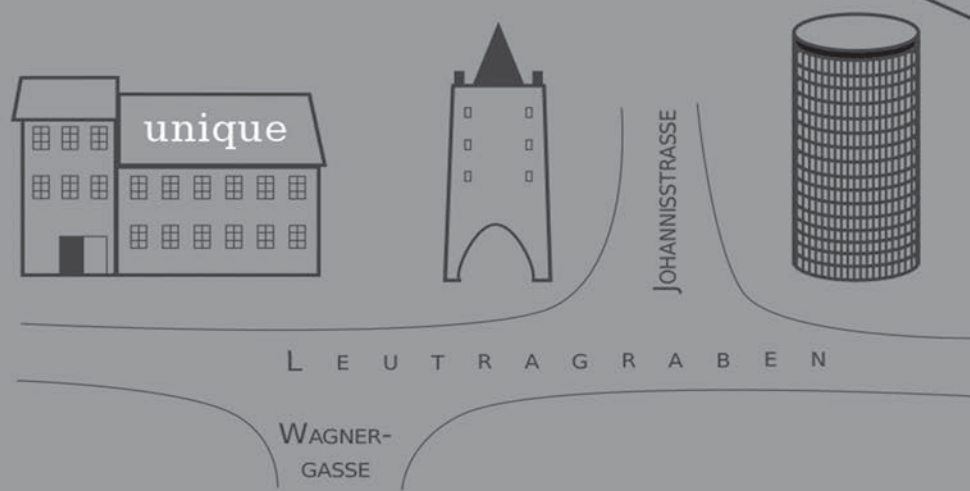
»Neue Mitte Jena«

Leutragraben 1 · 07743 Jena · Tel. 03641 4546-0

E-Mail: Thalia.Jena-NeueMitte@Thalia.de

 **Thalia**

Interesse?
Komm vorbei!



**COMICS, MANGA,
MERCHANDISE & VERLEIH**

Am Planetarium 37
07743 Jena
0 36 41 55 49 116

info@dudes-comic-corner.de



www.dudes-comic-corner.de



Anzeige

Hyperpolitik und

von Sebastian Baum

Im Oktober 2023 erschien im Surkamp-Verlag der Essay „Hyperpolitik“ des Ideenhistorikers Anton Jäger. Darin beschreibt er die Hyperpolitik als eine neue Form der Öffentlichkeit, in der eine starke Politisierung der Gesellschaft einhergeht mit einer geringen (und immer geringer werdenden) Institutionalisierung der Politik. Dabei kommt es zu keiner Verfestigung politischer Strukturen und die extreme Politisierung bleibt (meist) folgenlos. Es entstehen Kulturkämpfe um bestimmte Streitfragen, welche im Fernsehen, in Printmedien und über Social Media ausgetragen werden, aber sofort wieder in Vergessenheit geraten, sobald das neueste Aufregertema die Runde durch den Medienzirkus macht.

Somit ist Jägers Arbeit, wenn auch vielleicht nicht so intendiert, eine scharfe Kritik am Medienspektakel. Eine Teilnahme an den Kulturkämpfen fühlt sich nach politischem Aktivismus an (theoretisch ist sie es auch); man hat das Gefühl, für etwas einzutreten, eventuell Teil einer Bewegung zu sein, doch letztlich bleibt es nur bei dem Gefühl. Das Engagement ist kurzfristig, kann sich auch stark entladen, wie etwa bei den Black Lives Matter-Protesten aufgrund der Ermordung George Floyds, bleibt aber folgenlos. Das ist typisch für Hyperpolitik: Es kam zwar zu weltweiten Solidaritätsbekundungen und riesigen Protestmärschen, doch es hat sich seitdem nichts an der Brutalität der amerikanischen Polizei gegenüber Schwarzen geändert, noch wurde sonst irgendwie das Leben der Afroamerikaner verbessert. Nach dem Sommer 2020 verlief sich das Thema einfach wieder, weil sich daraus keine festen politischen Strukturen wie Vereine oder Parteien gebildet haben. Es blieb beim Hashtag und dem T-Shirt, Influencer konnten das Thema für Posts ausschlichten, um billig Solidarität zu bekunden und Likes zu generieren, aber alles nur so lange, bis das nächste Thema die öffentliche Aufmerksamkeit für sich einnahm (im Fall George Floyd etwa der amerikanische Wahlkampf 2020 und die Erstürmung des Kapitols am 6.1.2021).

Die fast wöchentlichen Aufrufe zu verschiedenen (Online-)Petitionen funktionieren ähnlich, sie erzeugen das Gefühl einer politischen Teilhabe, obwohl sie sehr selten irgendwas bewirken. Denn so einfach ist es natürlich nicht – für wirkliche Veränderungen braucht es mehr Engagement als die Bereitschaft dazu, eine Unterschrift zu setzen.

Kurzlebigkeit statt fester Strukturen

Hauptsächlich sieht Jäger das Problem eben in der Kurzlebigkeit des politischen „Engagements“. Dazu zieht er Vergleiche zur Zeit der Massenpolitik, welche er etwa von 1848 bis in die 1970er hinein verortet. Diese zeichnete sich ebenfalls durch eine hohe Politisierung der Gesellschaft aus, welcher dann aber auch eine hohe Institutionalisierung und konkrete Errungenschaften folgten. Viele Dinge, die wir heutzutage als gegeben ansehen, wurden in dieser Zeit erkämpft: allgemeines Wahlrecht, 8-Stunden Arbeitstag, Urnenbestattung, Rede- und Pressefreiheit, Abschaffung der Adelsvorrechte, Versammlungsfreiheit und die sexuelle Befreiung. Eine Rolle spielten dabei Parteien und Gewerkschaften, die ihren Mitgliedern feste Strukturen und Möglichkeiten, wie etwa Arbeiterschulen, gesellige Treffpunkte, Sportvereine und Jugendorganisationen boten und dafür mit einer lebenslangen Verbundenheit ihrer Mitglieder und der vertretenen Gruppen rechnen konnten. In seinem Essay zeigt Jäger auf, dass die Mitgliedschaft in Parteien bis in die 1970er noch viel höher war als heutzutage. Sie nahm jedoch seit den 80ern kontinuierlich ab, was unter anderem mit dem Aufstieg des Neoliberalismus und der Antipolitik, also einem generellen Misstrauen gegenüber politischen Institutionen und einem Rückzug ins Private, erklärt wird. Das Leben muss seitdem flexibler gestaltet werden, die Erwerbsbiografie ist nicht mehr vollständig von einem einzelnen Arbeitgeber bestimmt, Arbeitsverträge sind befristet, der Wohnort wird gewechselt, man muss sich immer wieder ein neues Umfeld schaffen und



die Letzte Generation

dazu gehören auch Parteien und Vereine. Diese kurzlebigen Strukturen setzen sich im politischen Engagement fort. Der Austritt fällt leicht (Jäger spricht von gesunkenen „Exit-Kosten“), vor allem, da die Parteien und Gewerkschaften sowieso keine gesellschaftlichen Angebote in dem Umfang mehr machen (und ehemalige Arbeiterparteien nun „Parteien der Mitte“ sein wollen).

Einen falschen Ersatz für die Massenbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts boten dann in der Zeit der Postpolitik das Internet und die sozialen Medien, welche im Nutzer das Gefühl erwecken können, dass man tatsächlich mit der ganzen Welt verbunden ist und sich selbst über weiteste Entfernungen Interessengruppen bilden lassen. Letztlich verstärkten sie aber nur die Weitläufigkeit und Kurzlebigkeit der Medienzyklen. Nun kann und muss der sich Einzelne, wie Jäger es selbst im Essay beschreibt, zu Themen äußern, die vor einigen Jahrzehnten nur Diplomaten und Außenpolitiker betroffen hätten. Nun steht man persönlich in der Pflicht, etwa im Ukraine- oder Gaza-Konflikt, eine Stellung zu beziehen, egal wie unqualifiziert man für so eine Einschätzung eigentlich ist – denn den meisten Menschen, auch universitär gebildeten, fehlt dazu das konkrete historische Hintergrundwissen und die Lebenserfahrung in den jeweiligen Konfliktregionen. Profisportler müssen Statements und symbolträchtige Gesten in den Medien abgeben und Konzerne nutzen Bewegungen und eine Bildsprache der Vielfalt oder der Rebellion für virales Marketing (siehe Pepsi), anstatt die Vorzüge ihres Produktes zu bewerben und treiben die leere Politisierung weiter voran. Diese Überforderung führt zur übermäßigen Polarisierung

auf der einen Seite und zu totalem Ressentiment auf der anderen Seite.

Anton Jägers Thesen sind nicht unumstritten. Die Lektüre seines Essays und verschiedener Rezensionen lässt erkennen, dass vor allem die Belege seiner Behauptungen etwas zu wünschen übriglassen und deren Interpretation recht einseitig ist. Teilweise scheinen sie, wie auch in der Zeit-Online Rezension von Matthias Warkus erwähnt, nur „gefühlte Wahrheit“ zu sein. Dies räumt Jäger auch selbst ein, wenn er etwa auf Seite 16 und 17 ein Schaubild zur Politisierung und Institutionalisierung im historischen Verlauf kommentiert: „Für den Übergang von der Post- über die Anti- zur Hyperpolitik

kann kein harter mathematischer Beweis erbracht werden [...] Schaubild 1 ist daher keine exakte Darstellung der historischen Realität, sondern ein eher intuitives Diagramm, das Fragmente existierender Graphen – unter anderem zum gewerkschaftlichen Organisationsgrad, zu Attentaten und regierungsfeindlichen Kundgebungen – synthetisiert und in erster Linie der Illustration des zentralen Gedankens dient.“ Letztlich kann man von einem knapp 140 Seiten langen Essay auch nicht die Beweisführung einer Habilitationsschrift erwarten – eher sollte man sein Werk als Zündfunken für komplexere Forschung in diese Richtung ansehen. Des Weiteren könnte man das Konzept der Hyperpolitik besonders als Tool der medienkritischen Betrachtungsweise heranziehen – etwa im Fall der Medienwirksamkeit der Letzten Generation.

Mit langsamem Bohren gegen fossile Brennstoffe

Abhilfe aus der Hyperpolitik kann nur langwierige politische Arbeit schaffen, die eine Institutionalisierung voraussetzt und in Jahrzehnten statt in Legislaturperio-

den denkt, das, was Max Weber als „ein starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich“ bezeichnete. Die Leidenschaft ist in der hyperpolitischen Aktivität offensichtlich vorhanden, doch vor allem im Generationenprojekt der Energiewende wäre es nötig, auf lange Sicht hin Strukturen der Veränderung zu bilden, welche den Großteil der Gesellschaft mitnehmen, ohne dass einkommensschwache Schichten zurückgelassen oder angefeindet werden.

Unter dem Stichwort Umweltschutz soll nun der Blick auf die hypermediale Berichterstattung um die Letzte Generation geworfen werden: Seit Ende 2022 und bis in den Sommer 2023 hinein wurden die Aktionen dieser Gruppe, vor allem das Festkleben auf den Straßen, zum Nummer eins Aufregethema in den Medien, während es in den letzten Monaten still geworden ist um die „Klimakleber“. Die Bauernproteste und Gewerkschaftsstreiks sind an ihre Stelle getreten. In (Polit-)Talkshows mussten sich die Sprecher der letzten Generation gegen eine Überzahl von Gegenstimmen verteidigen, wurden am Tod einer Person schuldig gemacht, und wurden teilweise einer, nicht mehr im Maße zu ihren Taten stehenden, Strafverfolgung ausgesetzt. Man hatte durch Umfragen und die Berichterstattung das Gefühl, dass sie mit ihren Aktionen das ganze Land lahm gelegt haben – wenn sie auch im Vergleich zu den vielen Baustellen und Unfällen nur einen kleinen Anteil an den bundesweiten Staus trugen. Man sagte ihnen eine Polarisierung der Gesellschaft nach. Die eine Hälfte schien sie als Märtyrer im Auftrag des Umweltschutzes zu feiern, die andere hielt sie für faule Studenten, deren einziges Ziel es ist, den anständigen Bürger von der Arbeit abzuhalten und für Überstunden zu sorgen. Die letzte Generation selbst wollte die ganze Gesellschaft für das Thema „Klimakrise“ aufrütteln, schreckte dabei vor Dramatisierung nicht zurück und wurde für kurze Zeit zum Staatsfeind Nummer eins – so würde zumindest eine Einschätzung der Situation aussehen, wenn man sich nur über Twitter-Threads, Springerpresse und Talkshows darüber informiert hätte. Fakt ist, die Aktionen der Klimaaktivisten haben auf den größten Teil der Gesellschaft keinerlei Auswirkungen gehabt. Trotz einer solchen Ankündigung wurde das Land nicht „lahmgelegt“ (Aktionen fanden sowieso nur in größeren Städten statt). Mit Suppe oder Farbe beworfene Kunstwerke waren nach wenigen Stunden schon wieder sau-

ber (und wurden auch so gewählt, dass keine bleibenden Schäden entstehen). Ihre Effekte wurden medial so lange gepusht bis selbst „Oma Erna“ eine (oft negative) Meinung zu ihnen hatte. Fakt ist aber auch, dass die letzte Generation keine Veränderung zu Gunsten einer umweltfreundlicheren Politik erwirkt hat. Carla Hinrichs, ein bekanntes Mitglied der Organisation, argumentiert im Interview mit Tilo Jung, dass die Aktionen immerhin „Awareness“ für das Thema Umwelt erzeugt hätten, doch ist das Problem schon seit der Umweltbewegung in den 70ern in den Köpfen der Gesellschaft angekommen und spätestens seit Fridays for Future Programmpunkt aller großen Parteien mit Ausnahme der AfD. Das heißt, keine ernstzunehmende Partei kann sich mehr um das Thema Umweltschutz drücken, ohne einen Imageverlust zu erleiden. Man denke nur an den Wahlkampf 2021, der den Grünen ein Wählerhoch einbrachte und Zeugnis dafür ablegt, wie ernst die Wählerschaft den Klimawandel bereits vor dem Auftreten der letzten Generation nahm. Awareness schuf man vor allem für die Gegenstimmen zum Umweltschutz, welche nun noch lauter Klimaaktivisten als realitätsferne Extremisten brandmarkten und dafür mehr Zuspruch bekamen. Unterm Strich kann man sagen: Mehr als ein Jahr voller Aktionen und aufgeheizter Berichterstattung zog keinerlei (positive) Folgen nach sich. Nun versucht die letzte Generation einen Strategiewandel. Sie will die Klebeaktionen hinter sich lassen und stattdessen in den Wahlen für das EU-Parlament antreten, sich also wie eine Partei institutionalisieren. Ob dieser Zug einen Ausweg aus der hyperpolitischen Verdammung bringt, oder ob es sie in die „realpolitische“ Bedeutungslosigkeit treibt – das bleibt abzuwarten. Wahrscheinlich könnte die Bewegung nur dann Erfolg tragen, wenn sie Webers Definition der Politik folgt und langsam, aber mit langem Atem, gegen die fossilen Brennstoffe bohrt. □

EVA-MARIA- DICKEN-PREIS



AUSSTELLUNG
VON KINDER- UND
JUGEND-KUNST

zum Jahresthema:
ERDE AN MENSCH:
„WIE GEHT ES MIT
UNS WEITER?“

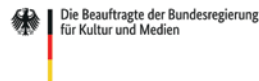
16.06. – 22.09.

Herzogliches Museum Gotha



WWW.DICKENPREIS.DE

Friedenstein
Stiftung
Gotha



Thüringen
-entdecken.de

‚Ventus vitalis‘ oder: Vom guten Lüften

von Jerry Kuhn

In einem etwa 20x15m Raum mit 98 Sitzplätzen in der Bibliothek steht die Luft. Alle Fenster sind geschlossen. Aber was hindert die luftbedürftigen Wesen daran zu lüften? Liegt es daran, dass der Einzelne gefragt ist, eine solche Entscheidung zu treffen, diese allerdings alle Menschen im Raum betrifft? Einige Minuten später entscheide ich mich nach Rücksprache mit der direkt daneben sitzenden Person, das Fenster zu öffnen, um kurz zu lüften. Aus diesem ‚kurz‘ wurden bisweilen schon über fünf Minuten. Ich freue mich immer noch über die frische Brise und erachte den verbesserten Sauerstoffgehalt im Raum als essenziell. Aber genauso wie beim Öffnen würde ich ja auch beim Schließen wieder eine Entscheidung für viele Menschen treffen. Ist es diese Art der Verantwortlichkeit für das Wohlergehen anderer, die uns das Fernhalten erklärt? Speziell in den Bibliotheksräumen gilt ein Ruhegebot, demokratisches Einvernehmen durch verbale Kommunikation ist somit praktisch ausgeschlossen. Auch wenn ich mich entschiebe und in den Raum rufe: *Possum ventilare, amici?* – keine aufschlussreiche Reaktion wäre zu erwarten. Ein Hingehen zu jeder einzelnen Person und ein flüsterndes Fragen bliebe noch. Gleichwohl bringt diese Lösung, die als einzige wirklich einer Idee von direktem Einverständnis entspricht, wie auch das laute Rufen, enorme Unruhe in den Raum und die Arbeitspraktik jedes Einzelnen. So entscheide ich mich, immerhin die Person, die direkt am Fenster sitzt zu fragen – sie ist am ehesten, so meine Logik, von schwerem Zug betroffen.

Was ist mit dem Öffnungsprozess selbst? Hier in diesem Raum sind nur wenige Fenster zu öffnen, ohne dass die daneben sitzende Person mir entweder Platz machen oder es gleich selbst tun muss. Vielleicht kann den am Fenster Sitzenden also bei dieser Tisch- und Fensterordnung gar eine gewisse Gemeinwohlverantwortung attestiert werden. Gleichwohl sehen sich auch diese Personen den zuerst beschriebenen Zustimmungunsicherheiten der Gruppe ausgesetzt.

Ich frage mich, ob mehr gelüftet würde, wenn niemand direkt am Fenster sitzen könnte und sich durch

die somit garantierte Distanz die Sorge um einen erkältenden Zug für die am nächsten am Fenster Sitzenden verringern würde. Wie weit so ein Abstand sein müsste, kann man nur spekulieren. Wahrscheinlich könnte man ihn am besten daran messen, ob die das Fenster öffnende Person der am nächsten am Fenster sitzenden Person zum erfolgreichen Öffnen so nah kommen müsste, dass diese aus ihrer eigentlichen Fokussierung aufblicken würde.

Im Grunde halte ich einen Platz mit Fensterblick für vorteilhaft und kontemplativ-anregend. Aus einer Wohlstandsperspektive des optimalen Lüftens heraus könnte dies jedoch nachteilig sein, da diejenige mit Lüftambitionen gehemmt sein könnte, den Nächstsitzenden zu nahe zu kommen. Dies würde wiederum eine kurze Interaktion nahelegen, bei welcher um Lüfterlaubnis gebeten würde.

Ich vermute, dass die sozialen Lüfthürden nicht nur in der Übernahme kollektiver Verantwortung liegen, sondern ebenso in einer Schamhürde des (Ab-)Sprechens über den Lüftbetrieb mit einer wahrscheinlich fremden Person. Hier wird deutlich, dass es längst nicht mehr um die frische Luft selbst geht, sondern wir es mit einer komplexen Sozialität des Lüftens zu tun haben.

Ganz grundsätzlich haben wir es hier meiner Meinung nach mit Fragen über öffentliche bzw. geteilte Räume zu tun. Lüften ist hierbei ein sehr instruktives Beispiel, gut geeignet für die Problematisierung von



Entscheidungen, die für Kollektive bei begrenzter Möglichkeit der kollektiven Deliberation getroffen werden.

Einen Schritt zurück zur erneut aufkeimenden praktischen Problemsituation in ebendiesem Raum, welcher meine Überlegungen motiviert und in welchem ich sitze: Soll ich das Fenster erneut öffnen?

Können wir davon ausgehen, dass das eigene Bedürfnis nach Lüften von anderen Personen in denselben räumlichen Bedingungen unmittelbar geteilt wird? Wahrscheinlich nicht immer. Nehmen wir aber an, dass der Umfang der geteilten Welt tendenziell auch unser Bedürfnis nach frischer Luft umfasst, dann könnte man wohlfahrtsmaximierend motiviert für umfangreichere Selbstinitiative argumentieren. Jedoch: Wie sicher kann man sich sein? Je nach Dicke des Pullis kann die Gesinnung über das offene Fenster stark schwanken, trotz eigentlich dringend benötigter Verbesserung der Luftqualität. Der Öffnende läuft Gefahr, eventuell den Unmut anderer auf sich zu ziehen. Es gibt sicherlich Fälle, wo man guten Gewissens kollektives Lüftversagen attestieren kann und mit einiger Sicherheit alle mit einer Öffnung einverstanden wären. Auf der anderen Seite gibt es sicherlich auch Situationen, z.B. bei extremer Hitze oder Lärm, wo man einen unausgesprochenen Konsens unterstellen kann, die Fenster zuzulassen. Alles dazwischen ist kompliziert, denn im Grunde gibt es ein Informationsproblem.

Informationen sind hier die Präferenzen der poten-

ziell Belüfteten. Da der deliberative Diskurs im Habermas'schen Sinne hier im Ruheraum praktisch nicht zu leisten ist, eine Veränderung des Status Quo aber mindestens von manchen gewünscht wird, gilt es, andere Formen der Präferenzartikulation zu bedenken. Ich, für meinen Teil, öffne das Fenster. Wenn es die Nähe zum Fenster gebietet, dann frage ich auch ein bis zwei Personen um Einverständnis. Der wichtigere Teil meiner Präferenzartikulation liegt aber zweifelsohne im ersten Teil, wodurch ich handelnd meine Präferenz signalisieren und gleichzeitig aus der statischen Präferenz- und Luftsituation eine dynamische mache. Dem Verursacherprinzip folgend könnte man mir jetzt die Verantwortung über das Schließen des Fensters ebenfalls zuschreiben. Auf der anderen Seite würde ich es auch begrüßen, würde jemand anderes diese Verantwortung mit mir teilen. Aber wie soll das aussehen? Diese andere Person macht sich ja auch allerlei Gedanken darüber, ob sie mich damit kränken würde, jetzt ungefragt das Fenster wieder zu schließen, oder fragt sich, ob ihre Präferenz denn auch jener der anderen entspricht.

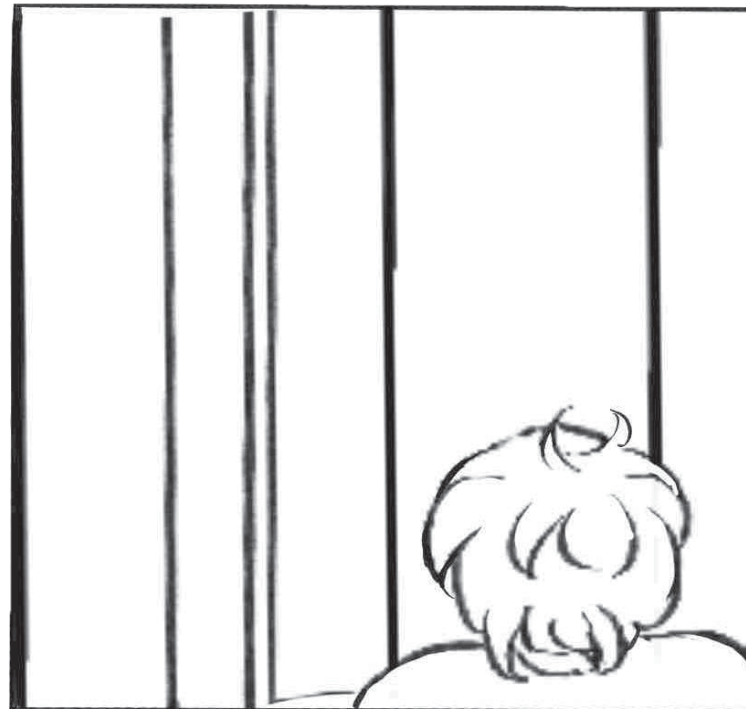
Als erstes können wir vielleicht festhalten: Wer für andere verändert, trägt Verantwortung. Jetzt würde es naheliegen, dass jemand, der das Fenster gerne wieder geschlossen hätte, mich als Verantwortlichen fragt, ob es in Ordnung wäre, das Fenster wieder zu schließen. Bei allem Erfolg bezüglich der Artikulation von Präferenzen sind wir dann allerdings immer nur noch zu zweit in einem Raum voll anderer Menschen! Selbst

wenn wir spontan mit zwei weiteren Personen ein Fensterkomitee eröffnen sollten, wobei wir dann alle 30 Minuten die Luftqualität, den Lüftungsbedarf und die Präferenzen des Raumes diskutieren, fehlt uns immer noch jegliche demokratische Legitimation, uns als solche exekutive Instanz zu installieren. Und selbst wenn aus der pluralen Zusammensetzung des Lüftungsrates Verantwortung weniger monopolistisch verteilt wäre, die Präferenzen aller Anwesenden tatsächlich besser erfasst würden und somit guten Gewissens gelüftet werden kann, dann müssten wir uns immer noch alle 30 Minuten mit einem Thema befassen, welches der eigentlich gewünschten Beschäftigung in der Bibliothek völlig zuwiderläuft.

Wenn wir jetzt eine Reihe von Räumen wie ebendiesen in der Bibliothek identifizieren würden, wo demokratische Deliberation scheitert, wo notwendigerweise Präferenzen unterartikuliert bleiben und wo die spontane Bildung von Verwaltungsgremien absurd erscheint, wie geht man dann anschließend weiter vor? Ich nehme stark an, dass dort, wo die Voreinstellung einer organisierenden Instanz wie etwa der Universität eine Mitarbeit der Nutzenden voraussetzt – wie beim Lüften, aber z.B. nicht beim Heizen oder Licht-Dimmen – ein unautorisiertes Individuum eine Entscheidung mit Folgen für das Kollektiv treffen muss.

Lässt sich hieraus aber schon ein Appell an mehr Verantwortungsübernahme generell ableiten? Was würde denn passieren, wenn plötzlich nicht mehr nur ich handle, sondern auch die 97 anderen?

Denn es könnte, auch wenn in der Praxis unwahrscheinlich, natürlich jede Minute eine andere Person zu einem der vier aufmachbaren Fenster gehen und dessen Zustand ändern. Das wäre erstens chaotisch, würde den Ruheraum stören und verkörpert sicherlich keine Art der (jetzt: praktischen) Deliberation, die wir als wertvoll betiteln würden, ganz zu schweigen von der Lüftungseffizienz und der tatsächlich dadurch befriedigten Bedürfnisse.



Betrachten wir hier also einen Fall, bei welchem die ausbleibende Präferenzartikulation sowohl im Sinne des Kollektivs sowie des Einzelnen ist? Des Kollektivs wahrscheinlich schon, des Einzelnen nicht unbedingt, da ja durchaus gut vorstellbar ist, dass jemand per se etwas gegen jeden Anflug von Zugluft hat und diese für ihn schlimmer ist als Mief. Damit sind wir bei der Frage angelangt, in welcher Beziehung kollektive und individuelle Bedürfnisse stehen, die, wie ich vermute, in den utilitaristischen Spielarten bereits in Gänze diskutiert wurde.

Wenn die Luft im Raum drückt und niemand das Fenster öffnet, ist das geschlossene Fenster dann ein gültiger Anhaltspunkt für eine sich in diesem Fall durchgesetzte Verteilungslogik, bei welcher unter keinen Umständen ein Individuum benachteiligt werden darf, auch wenn es sich nur um so etwas vermeintlich Harmloses wie Zugluft handelt?

Noch einmal zurück zum möglichen Ruf nach Verantwortungsübernahme:

Es gibt ein Luftproblem.

Es scheint lösbar.

Bei der Lösung aber werden Entscheidungen von einer oder wenigen Personen für viele getroffen, die aufgrund der räumlichen Bedingungen und persönlichen Verhältnisse nicht artikuliert werden und im hinreichenden Stile artikuliert werden können, um von so etwas wie einer Entscheidung im Einvernehmen oder einer demokratischen Entscheidung sprechen zu können.



Die Lösung des Problems kann aufgrund seiner Dynamik nicht oder kaum von einer übergeordneten organisierenden Instanz geleistet werden, sondern bedarf einer Handlung der Teilnehmenden selbst. Dies bedeutet, abstrakt gesprochen, dass die Notwendigkeit für ein oder mehrere Individuen besteht, an der Gestaltung des Umfeldes proaktiv teilzunehmen, in welches es sich ansonsten nur hineinsetzt, um sich anderen Dingen, wie z.B. dem Studieren, zu widmen. Hierbei werden, wie schon betont, von Einzelnen Entscheidungen für Mehrere getroffen, ohne dass dem ein Einvernehmen vorangeht oder überhaupt eine Art des ausgeweiteten Diskurses, da die Artikulation und wahrscheinlich auch die Harmonisierung aller individueller Präferenzen nicht zu leisten ist.

Hieraus können wir dann vielleicht einen Appell an mehr Verantwortungsübernahme ableiten, allerdings nur für sehr wenige Menschen. Pauschal wäre das insofern unlogisch, als dass es unserer gerade (hoffentlich) etablierten Zwischenkonklusion zuwiderliefe, nach welcher vollständige sprachliche oder praktische Artikulation aller individuellen Präferenzen weder möglich noch wünschenswert bzw. zielführend wäre. Gleichwohl, Verantwortungsübernahme ist nicht gleichzusetzen mit tatsächlicher Verantwortungsübernahme. Wenn mein Tischnachbar gelegentlich das Fenster öffnen und schließen würde, bräuchte ich es nicht zu tun, obwohl ich ja durchaus dazu bereit wäre. Verantwortungsübernahme im hiesigen Sinne, also in der Folge eine

Entscheidung zu treffen auch für andere, könnte man wiederum je nach Umstand und Legitimationskontext als autoritäre, paternalistische oder, weniger negativ konnotiert, repräsentative Verantwortungsbereitschaft definieren. Damit hätten wir dann auch einen passenden Sammelbegriff gefunden, um das Phänomen, was mich hier umtreibt, besser diskutieren zu können.

Ein letztes Mal zurück zum Lüften: Der Erfolg repräsentativer Verantwortungsübernahme beruht dann darauf, in welchem Umfang der diese Tragende in der Lage ist, seine Präferenzen und die der Beteiligten zu beurteilen, und dann aus seiner vereinzelt und höchst situierten Position die Handlungsdetails, hier: die Länge des Lüftens und die Kommunikation dessen (wenn auch nur mit den direkt am Fenster Sitzenden) zu spezifizieren und durchzuführen. Stellt sich noch die Frage nach einem möglichen Antwortverhalten verantwortungsbewusster Belüfteter. Ich denke, dass eine anerkennende Gestik und Mimik, vielleicht ein bejahendes Wort unproblematisch und hilfreich sein könnte. Wie es hingegen darum steht, der ausführenden Verantwortlichen z.B. beim Schließen an die Hand zu gehen, scheint unklar. Grundsätzlich möchte man sich natürlich offenhalten, dass das Lüften zu einem gemeinsamen Prozess wird, wahrscheinlich aber mit jeweils einem Verantwortlichen für einen ganzen Lüftzyklus.

An dieser Stelle kehren wir dann zurück zu den großen Fragen der Lüftungsregulierung: Ist es das Ziel, andere von der Beschäftigung mit der Lüftung zu befreien, also die Optimierung der Standardeinstellungen möglichst reibungslos und unbemerkt zur größten Zufriedenheit führend durchzuführen? Beschäftigen sich also (idealerweise) immer nur einige wenige damit? Wie ist mit grundsätzlich unterschiedlichen Auffassungen zweier potenzieller Träger repräsentativer Verantwortung umzugehen? Wie viel Raum lasse ich einem Verantwortungstragenden, bevor ich eingreife? Können wir uns ein intersubjektiv anerkanntes vernünftiges Lüften theoretisch vorstellen? Wie wird mit unvorhergesehenen lokalen Schocks wie Flatulenzen umgegangen? Damit wäre leider immer noch nicht beantwortet, wieso das Lüften bis zur Verstickung vernachlässigt werden konnte – vielleicht können diese Überlegungen jedoch möglichen Trägern repräsentativer (Lüft-)Verantwortung etwas reflexive Ruhe, frische Inspiration und zuversichtliche Entscheidungsabwägungen erleichtern. □

Herzblut und Kunstrasenboden

von Max Pellny

Es riecht bedrohlich nach Katastrophen. Wir brauchen Planungssicherheit! Die Angst vor zivilisatorischer Selbstzerstörung vermischt sich unheilvoll mit der Unfähigkeit, die eigene Vergänglichkeit zu akzeptieren. Wir sind ohnmächtig, bedeutungslos und können am Weltgeschehen nichts ändern. Wir sind Nichts. Schlechte Nachricht für alle, die über ein krankhaftes Harmoniebedürfnis verfügen – so wie ich. Noch schlechtere Nachricht für alle Kantianer und Philosophenkönige – oder gibt es mehr als nur eine Form der Vernunft? Wenn das Leben sowieso irgendwann endet, dann ist es vollkommen sinnlos, sich gegenseitig das Leben zu nehmen. Ist es vernünftiger das Leben der anderen vorzeitig zu beenden, bevor sie es tun? „Du sollst nicht töten.“, sagen die Kreuzritter und schlachten die Einwohner Jerusalems ab. „Amerika bringt die Freiheit!“, ruft der Präsident und lässt Atombomben auf Japan hinunter sausen. „Das ist kein Krieg. Das ist eine militärische Spezialoperation.“, schimpft der aufgedunsene Zar. Egal, ob ich nach Osten oder Westen schaue – immer bin ich der Mittelpunkt, auf den die Bedrohungen von allen Seiten drängen: So etwas nennt man Standortgebundenheit. Menschen brauchen Gewissheit und suchen sie im Glauben. Doch was ist sicher in der Welt? Verstehen und Verständnis sind zwei verschiedene Schuhe. Ich habe zwei Beine und brauche zwei Schuhe, um spielen zu können. Tausendprozentig sicher ist: Jeden Dienstag um 18 Uhr stehe ich mit beiden Beinen fest auf dem Kunstrasenboden des Universitäts-sportvereins. Der immergrüne Kunstrasen empfängt den rollenden Ball. Auf der linken Seite des Spielfeldes fühle ich mich wohl. Ich bin flinker Linksaußen-Verteidiger. Gallig und beinhart verderbe ich meinen Gegenspielern die Freude am Spiel. Mein Spitzname ist Berti Vogts. Wie ein Terrier vorm Dachsbau beiße ich mich in der Wade

meines Gegners fest. Ich lasse mein Herz auf dem Platz. Die Grätsche sitzt, der Stürmer verliert den Boden unter den Füßen, stolpert, fällt hin, bleibt liegen und beginnt zu jammern. Der Kunstrasen reißt mein Knie auf. Das Blut fließt in Strömen über die Stulpen und in die Schienbeinschoner. Aber ich habe den Ball gespielt und jetzt gehört er mir. Das war kein Foul, keine gelbe, keine rote Karte und erst recht kein Freistoß! Im Gegenteil: im Bruchteil einer Sekunde leite ich die Gegenbewegung ein, laufe bis zum letzten Atemzug zur Grundlinie und beende den Spielzug mit einem traumhaften Pass in den Rückraum. Unser Knipsler hält den Fuß hin und schon klingelt es im Tor der Gegner. Die Zeit ist rum. Das Training ist vorbei und nun folgt das feste Ritual. Während die tiefe Abendsonne die Kernberge in karminrotes Licht taucht, sitzen wir neben dem Kunstrasenplatz im Kreis um unser Heiligtum: einem Kasten Bier. Prost! Ich bin Verteidiger. Meine Aufgabe: den Gegenspieler vom Ball trennen, das Bier gewinnen und den Gegenangriff einleiten, das ist sicher und wird immer so bleiben. Es ist nicht wichtig, wie viele Tore ich schieße, sondern wie viele ich verhindere. Doch alles kann ich nicht verteidigen. Auch mir misslingt der ein oder andere Pass. Aber ich bin nicht allein auf dem Feld. Wir sind ein Team, in dem jeder für den anderen einsteht und jeder jedem hilft. Manchmal fangen wir uns ein Tor. Trotzdem, Kopf hoch! Niemals aufgeben! Wir werden uns nicht verstecken! Wir sind nicht Nichts! Da ist das erste Bier geleert. Ich nehme mir ein zweites, denn auf einem Bein steht es sich schlecht. Die Sonne ist untergegangen. Die blaue Stunde bricht an. Die Amseln beginnen ihr Abendlied. In der Ferne rauscht leise die Saale. Der kühle Gerstensaft betört unsere Gemüter, denn er hat Sonnenenergie gespeichert. Zum Wohl! Wer kommt mit duschen? □



Mit den Augen der Kunst

von Andy Eckardt

Kunst und Kultur stellen eine Fluchtmöglichkeit aus dem stressigen Alltag dar. Und je nachdem, wo man sich befindet, können sie die Welt, die nicht die eigene ist, greifbar machen. So, wie im seit Jahrzehnten besetzten Gaza. Dort sorgt Kunst dafür, dass die Menschen sich einem Gefühl der Abgeschlossenheit entziehen können. Kunst von außerhalb der Besetzung bringt den Palästinenser:innen die Möglichkeit, sich mit einer Welt außerhalb der eigenen Grenzen auseinanderzusetzen. Sie werden weltoffener und übernehmen zum Teil westliche Traditionen in ihr eigenes Leben. Das und Weiteres erfahre ich von meiner Interviewpartnerin, Amal Saqer.

Ich lerne Amal über eine gemeinsame Freundin kennen. Wir treffen uns an einem Freitagnachmittag in einem Zoom-Call. Sie arbeitet gerade in der Nähe von Freiburg und nutzt ihre Pause für das Interview. Mir wurde vorher bereits gesagt, sie freue sich, ein Interview geben zu dürfen. Die Berichterstattung aus und über Gaza, ihrer früheren Heimat, ist stockend. Gerade über Kunst und Kultur erfahre ich aus den deutschen Medien nichts. Ich greife für meine Recherche also auf englischsprachige Medien zurück. Aber zunächst soll es um Amal gehen. Amal Saqer ist 24 Jahre alt und lebt seit drei Jahren in Deutschland. Vorher hat sie in Gaza gelebt und war dort als Künstlerin aktiv. Im Gespräch verrät sie mir, ihr Geld als Freelancerin verdient zu haben, als Content Writer. Das Freelancing sei für viele Menschen in Gaza eine Möglichkeit, Geld zu verdienen, da auf einem derart eingeschränkten Gebiet wie in Gaza die Beschäftigungsmöglichkeiten naturgemäß begrenzt sind. Amal hat mit dem Schreiben schon während der Schulzeit angefangen und seitdem zwei Phasen durchgemacht, in denen sie nicht schreiben konnte. Die erste infolge der Kriege in den Jahren 2008/2009 und 2012. All der persönliche und kollektive Schmerz überwältigte sie, besonders auch, dass binnen einer Woche nach der Gewalt das alltägliche Leben wieder aufgenommen wurde. Die zweite dieser Phasen ereignete sich kurz nach ihrer Ankunft in Deutschland aufgrund einer Depression. Angefangen hat sie dann wieder im letzten Herbst, mit dem Beginn des jüngsten Hamas-Israel-Krieges.

Wachstum trotz Prekariat

Ihrer Aussage nach, sieht die Lebensrealität in Gaza so aus, dass es entweder Krieg gibt oder eben nicht. Krieg sei wie der Eintritt in eine andere Dimension, danach gehe der Alltag weiter. Und zu diesem Alltag gehört eben auch Kunst und Kultur, ein Bereich, der in den letzten Jahrzehnten Repressionen ausgesetzt war. So war Kunst sogar teilweise verboten, zum Beispiel durften eine Zeit lang keine Gesichter gemalt werden. Tatsächlich berichtet Amal mir aber davon, dass die Kunst trotzdem nicht unterbunden werden konnte und die Kunstszene seit Jahren sogar floriere. Sie erzählt von jungen Künstler:innen, die sich zu Gruppen zusammenschließen und gemeinsam Kunst machen. Eine dieser Gruppen ist die *Gaza Poetry Society*, bei der sie Mitglied war, eine andere die *Association for Free Thought and Culture*, ein Ort für Kinder und junge Menschen, die zusammenkommen, um Kunst zu lernen und zu erschaffen. Die Association hat Ausstellungen, Galerien und Veranstaltungen organisiert, und sie haben Musik gemacht. Während Kunst und Kultur schon in Ländern wie Deutschland finanziell keine sicheren Bereiche sind, ist es in Gaza nochmal schlimmer. Förderung kommt, berichtet Amal mir, auch aus dem Ausland. So wurde die Poetry Society unter anderem von einem britischen Spender finanziert. Aber auch in Gaza ist Kunst als Profession möglich. So war Amals Freundin nicht nur Mitglied am *Edward Said National Conservatory of Music*, sondern arbeitete auch als Sängerin und spielte

Gitarre. Ihre Mutter, die früher als Opernsängerin sogar in Russland aufgetreten war, sei die einzige Klavierlehrerin in ganz Gaza gewesen. Auf der anderen Seite gibt es aber auch die Abhängigkeit der Kunst von den materiellen Ressourcen. Leinwände sind teuer, Farben und Pinsel ebenfalls. Bildende Künstler:innen müssen sich daher manchmal alternative Leinwände suchen. Sie nutzen also alles, was sie so finden können. Sei es Sand oder Kaffee, um Kunstwerke zu kreieren. Kunst mit Kaffee war in den Jahren zwischen 2014 und 2020 äußerst beliebt. Und spätestens mit der Ankunft von Digital Art, wurde es für die Kunstszene einfacher.

Kunst ist immer politisch

Ich frage Amal auch danach, als wie politisch sie Kunst, besonders in Gaza, bewertet. Sie erklärt mir, dass Kunst immer politisch sei, vor allem für die Menschen in Gaza. Eine ähnliche Aussage lese ich auch in einem Artikel über Mohammed al-Hawajri, einem palästinensischen Künstler. Ursprünglich hat er seine Kunstwerke als unpolitischen Zufluchtsort für die Menschen betrachtet. Mittlerweile ist er von dem Gedanken abgewichen, etwas Unpolitisches in Gaza schaffen zu können. Schließlich sei dort alles politisch. Also sei es auch seine Kunst. Er wolle in seiner Kunst sein Leben als Mensch ausdrücken, ein Leben, das im hochpolitischen Gaza gelebt wird. Und damit seien auch seine Erfahrungen politisch. Und mit der politischen Natur der Kunst kommt den Künstler:innen eine ganz besondere Aufgabe zu. Ihre Kunst berichtet, ihre Kunst bewertet, ihre Kunst zeigt auf und erinnert. Kaum etwas dürfte so gnadenlos ehrlich mit der Welt sein, wie Kunst. Sei es in Zeiten der Zensur, wenn Künstler:innen Wege finden, ihre Botschaften auszudrücken und ihre Kämpfe und ihre Kritik für die Nachwelt festzuhalten. Oder sei es zu Zeiten, in denen Kunst frei ist. Künstler:innen legen Zeugnis in der Welt ab, sie verarbeiten, was sie in ihrem Leben wahrnehmen und verwandeln es in ihre Werke. Sie schaffen etwas Neues, das doch gänzlich das Alte wiedergeben kann. Und in Palästina versuchen Künstler:innen, dieses Schaffen fortzuführen. Und doch ist es schwierig. Mohammed al-Hawajri erklärt, dass Kunst Freiheit brauche, und die sei in Palästina nicht gegeben – florierende Kunstszene hin oder her. Denn sein Umfeld unterstützt Kunst nicht. Aber anstatt sich davon unterkriegen zu lassen, nutzt er das Leben und seine Erfahrungen, seine Kunst zum Dialog mit der Welt zu verwenden. Als Bote von humanitären Problemen, die angesprochen werden müssen. Er selbst geht mit dem Problem der Ressourcenknappheit ebenfalls kreativ um. Er verwendet Tierknochen. Diese Skulpturen werden nicht nur in Gaza bewundert. Eine von ihnen hat es 2009 sogar in das Institut der arabischen Welt

in Paris geschafft. Aber wie groß die Strahlkraft und die Macht von Kunst ist, zeigt sich an der Geschichte zweier Löwenjungen, die von einer Familie aufgenommen worden sind, nachdem der Zoo in Gaza durch einen Luftangriff zerstört worden ist. Ein Vater hat sich herumstreunenden Tiere angenommen und sie mit der Familie aufgezogen. Als sie zu groß geworden sind und mehr Fleisch brauchten, sind die jugendlichen Kinder des Mannes mit ihnen durch die Stadt gegangen und haben Fotos mit den Tieren gegen Geld angeboten. Mohammed al-Hawajri hat daraufhin ein Bild der Jugendlichen und der Löwen gemalt, das sich über Social Media verbreitete. Daraufhin startete eine schwedische Organisation eine Rettungsaktion für die Löwen.

Kunst ist immer real

Es ist etwas, das sich in der Arbeit verschiedener Künstler:innen widerspiegelt, die Wiedergabe oder Verarbeitung der Lage in Palästina. Entweder schaffen sie einen Blick auf die aktuelle Lage und das Leben der Menschen oder sie nutzen ihre Kunst als Ventil, um mit all dem Leid umzugehen. So sieht es Heba Zagout, eine palästinensische Malerin, die bei einem Luftangriff in Gaza ums Leben gekommen ist. Sie hat ihre Kunst als Medium betrachtet, mit dem Nachrichten aus ihrer ganz persönlichen Welt in die Welt draußen übermittelt werden kann.

Und diese Art, Nachrichten zu senden, ist es, die Kunst so bedeutsam macht. Fast nichts gibt die Realität eines einzelnen Menschen so akkurat wieder, wie ihre Kunstwerke. In ihnen vereint sich der Wunsch, gehört und gesehen zu werden, während sie gleichzeitig in die Lage versetzen, sehen zu können. Und zwar das, was die Künstler:innen erleben oder erlebt haben.

Heba Zagout ist nur eine von unzähligen Künstler:innen, die den Angriffen zum Opfer fallen und die sich davor fortwährend in ihrer Kunst für Frieden eingesetzt haben. Ihre Kunstwerke sind Aufrufe zur Verständigung gewesen. Ihre Bilder zeigen palästinensische Frauen, die Tauben halten, aber auch Kirchen und Moscheen.

Sowohl Kunst als auch Kultur haben die Aufgabe, Heimat und Identität zu schaffen. Sie erinnern daran, was geschieht, versuchen eine bessere Welt zu zeigen und bieten den Menschen Schutz, Geborgenheit und Zuflucht. Aber noch wichtiger ist der einzigartige Blick, den Kunst auf Ereignisse ermöglicht. Wo sonst findet sich eine so genaue Darstellung, der Gefühle und Gedanken, die die Menschen in Palästina verbindet? Und so ähnlich ist auch Amals Antrieb, Künstlerin zu sein. Sie schreibt nicht, um der Situation zu entkommen oder um der Realität zu entfliehen. Im Gegenteil: In ihrer Literatur setzt sie sich mit der Realität auseinander und versucht, diese zu verarbeiten. □

One More Step

One more step,
Does it matter which foot gets the first hit?

Two exhausted soles had a conversation earlier today,
Counting each's steps,
Calculating,
How much had each walked.
Does it matter which had walked the longer walk?



One more step,
Does it matter having a second bleeding foot?

A winner, we have,
The taste of winning, you ask?
To feel the less scorching sand,
Tastes like a drop of water, or two, perhaps,
down the throat of a fasting man.
Does it matter winning shortly before one's death?



...
Does it matter?

Amal Saqer
November 21, 2023

One more step,
Does it matter having one bleeding foot?

A shadow, over there,
Racing exhausted soles,
One either comes last,
Or, on top of the wheel, first.
Does it matter how many wins an exhausted sole scores?

One more step,
Does it matter sewing a coffin from a dying man's skin?

Here they shed farewells.
Deep under the scorching sand, the grave.
A lifetime fighting back the scorching sand,
A lifetime no one will remember.
Does it matter finding the deep cool earth shortly after one's death?

SO LONG, JENA

von Julia Florschütz

Man kann nur schwer ohne einen schiefen Blick an ihnen in der Stadt vorbeigehen: die Plakate des Theaterhauses Jena. Irgendwie alltäglich und irgendwie abnorm pflastern sie die Straßen. Das Stück „SO LONG, JENA“ wird von einem Jungen beworben, welcher fröhlich blickend auf einem Acker vermutlich um Jena steht. Dabei trägt er ein Bratwurstkostüm.

Ähnlich identifikatorisch und irrwitzig berührend fühlt sich das Ansehen des Stücks an, welches weniger einer stringenten Storyline folgt, als vielmehr zahlreiche Szenen um das Hauptthema versammelt: Abschied. Nach dem Ankommen und Verweilen in Jena rundet ein Rückblick vor dem Gehen die Deutschkurs-Trilogie Lizzy Timmers ab. Es ist eine Verabschiedungsparty, ein Tschüss-Sagen zu Jena mit seiner Natur und seinen bekannten Charakteren, aber auch zu ausgestorbenen Tierarten, geliebten Omas, Herkunftsn. Wohl jede:r musste bereits und wird noch in Zukunft Abschied nehmen. Diese Erfahrungen intensivieren die Inszenierung. Die tote Oma ist, ganz abgesehen von kulinarischen Assoziationen, so gut wie universell und gleichzeitig individuell. So wirkt es ganz intim und persönlich, wie Lizzy Timmer und Paul Wellenhof nur zu zweit auf der Bühne stehen, über oder unter ihnen höchstens ein Vogelnest aus Holz. Durch dieses betreten die beiden auch die Bühne. Zu Beginn noch fast beiläufig, mit dem Abschied vom Terminator, wird das Publikum im Verlauf immer tiefer in familiäre Schicksale hineingezogen, nimmt Anteil an nachgeholten Abschieden von Omas mit Demenz oder schicksalhaften Kolonialherkunftsn. Aber auch alltägliche Situationen, die das Weiterziehen erschweren, werden nachgezeichnet. Dezidiert werden die ernstesten Themen durch Tanzen, Singen und Rollschuhfahren aufgelockert. Lizzy Timmers kann man mit ihrem niederländischen Akzent eigentlich nur sympathisch finden, ihrer klaren Singstimme lauscht man gern und bemitleidet Paul Wellenhof, der sich in allerlei abwegige Kostüme zwängen und die Hälfte des Stücks wohl einen kalten rechten Fuß haben muss. Abschied kann nämlich auch Befreiung heißen, beispielsweise vom Kleidungszwang.

Als klassische Elemente finden Goethe, Schiller und Caroline Schlegel-Schelling Erwähnung. Auch der wohl dramatischste Abschied zweier Liebenden – Shakespe-

ares Romeo und Julia – wird angeschnitten. Nicht nur die Palette der abgehandelten Trennungen, sondern auch der Themenkomplexe scheint vor allem mit Blick auf das kahle Szenenbild ausgesprochen mannigfaltig. Mehr als ein hölzernes Nest, ein paar Rollschuhe und ein Federkostüm scheint es nicht zu brauchen, um das Publikum mitfühlen zu lassen. Trotz teils bedrückender thematischer Kost war der Raum während der Aufführung nicht nur durch theatralische Schwere gefüllt. Das Publikum konnte auch mehrfach herzlich lachen und staunen, sowie Neues lernen. Wer hat schon mitbekommen, dass der De Wintons Goldmull eigentlich gar nicht ausgestorben ist, sondern sich einfach in der Wüste versteckt hat? Oder wer denkt schon darüber nach, was Austin in Texas und Jena gemeinsam haben? (Dass sie von Rednecks eingekesselt sind.) Auch auf einige politisch ausgerichtete Spitzen konnte nicht verzichtet werden.

Eine Stadt hat auch ohne die eigene Anwesenheit eine Zukunft, was nicht bedeutet, dass Tipps und Empfehlungen trotz scheidender Wege ausgeschlossen sind. An dieser Stelle sei erwähnt, dass die Idee, der Grillteufel könne auch fleischlose Optionen anbieten, auf große Zustimmung traf. Die Umbenennung in „Grillteufelin“ (oder „Grillteufel:in“) bleibt in nächster Instanz wohl ein diskutablerer Punkt. Trotzdem fügt sich auch dieser Aspekt in das Hauptsubjekt, denn die Wurst hat ja bekanntlich sogar mehr als ein Ende.

Ob sich der Zusehende eher darauf festlegen möchte, dass Abschied ein bisschen wie Sterben ist oder sich als ein:e Fürsprecher:in sieht, dass in jedem Ende ein neuer Anfang liegt – „So long, Jena“ beleuchtete das Thema Abschied in seiner Allumfänglichkeit auf bemerkenswerte Weise. Es bleibt das Gefühl, Jena, die Schauspielenden und auch die niederländische Kultur besser kennengelernt zu haben – diese lehrt uns: Am Ende kommt alles gut. □



„Gleichzeit“

ein literarischer Dialog zwischen Israel und Mitteleuropa

von Paula Jänig

Das Gorki-Theater ist fast ausverkauft als am Sonntagnachmittag die Autor_innen Sascha Marianna Salzmann und Ofer Waldman die Premiere ihres Buches *Gleichzeit* feiern, eher begehen, ins Gespräch kommen über die Erfahrungen der vergangenen Monate. Es ist der 7. April. Das Datum ist nicht zufällig gewählt. Der Angriff der Hamas vom 7. Oktober 2023 liegt genau sechs Monate zurück.

Ihre Eindrücke, Erfahrungen und Beobachtungen verarbeiten Waldman und Salzmann durch digitale Briefe, die von der Klassik Stiftung Weimar als Blog und mittlerweile im Suhrkamp Verlag veröffentlicht wurden.

Die Zeit verginge seit diesem Tag nicht wie zuvor, sagt Salzmann, nicht linear, sondern wie eine Druckwelle ausgehend von diesem Ereignis völlig ungreifbaren Grauens. Es habe sie sowohl physisch als auch psychisch verformt.

Der Austausch zwischen Freund_innen sei lebenserhaltend, eine „Lebensstrategie“, wie Waldman sagt. Es scheint unmöglich, eine Realität mit Worten zu greifen, welche nur Sprachlosigkeit erzeugt, Rauschen. So wird das Teilen des Empfundene, des Erlebten, zur einzigen Möglichkeit, sich zu zeigen, Verbundenheit zu leben. So sehe er, sagt Waldman, dass „er in dieser Welt noch vorkomme“.

„Menschlich wird die Welt erst durch Freund_innenschaft.“

Es entstand ein literarischer Dialog, welcher ehrlich und persönlich die Distanz journalistischer Objektivität aufhebt. Es sind einfühlsame, zugängliche Worte aus dem Erlebten zweier durch Schreiben verarbeitender Menschen und sie führen nah, schmerzhaft und direkt in die Erzählung einer Gegenwart, in welcher wir gemeinsam aber dennoch leben.

Ofer Waldman wuchs in Jerusalem auf, studierte Musik und Germanistik in Berlin, promovierte in an der Hebräischen Universität Jerusalem in Jüdischer Geschichte. Er lebt mit seiner Familie in Israel und arbeitet als Journalist und Autor.

Sasha Marianna Salzmann ist Romanautor_in, Dramatiker_in und Essayist_in und Mitbegründer_in des Studio R am Gorki-Theater Berlin. Zuletzt veröffentlichte sie ihren Roman „Im Menschen muss alles herrlich sein“, welcher bereits mehrfach inszeniert wurde.

„Gleichzeit“

Sasha Marianna Salzmann, Ofer Waldmann
Suhrkamp Verlag, 2024

blog.klassik-stiftung.de
Gegenwart und Diskurs
„Gleichzeit“

Staub – Ein queeres Community Filmprojekt aus Thüringen

von Cornelius Kreuzwirth

Queere Menschen existieren seit die Menschheit existiert und queere Filme existieren seit das Bewegtbildmedium existiert. Schon in den Anfängen der deutschen Filmlandschaft in den 1920er Jahren sind Filme queer lesbar gewesen, wie *Salomé* (Alla Nazimova, Charles Bryant, 1923), aber auch später in den 1970er Jahren fand die deutsche queere Community immer wieder zurück zum Medium Film, um aktiv mit Stereotypen und Vorurteile aufzuräumen. In den frühen 1990er Jahren formte sich der Begriff des new queer cinema (B. Ruby Rich, 1992), eine aus dem vorwiegend amerikanischen Raum kommende Independent-Strömung, bei der die

queeren Filmemachenden ihre Identität als Selbstverständnis darstellten. Heute ist die Filmlandschaft der queeren Community so vielfältig wie die queere Community an sich. Zwischen Hyper-Queercore und *Heartstopper* (Alice Oseman, 2022) wird versucht die unterschiedlichen Lebensrealitäten und Lebensperspektiven queerer Menschen auf die Leinwand zu übertragen.

Doch die queere Community stolpert über ihre eigene Diversität. Die unterschiedlichen Ansätze in Erzählformen, Erzählstrukturen, Hauptkonflikten und Protagonist*innen führen seit Jahren zu einem sich immer weiter verhärtenden Diskurs. Für die einen

V.l.n.r.: Levin Rashid Stein, Eef Andriessen, Jan Mrozkowiak, Dieter Rita Scholl.



sind queere Serien wie *Hearstopper* in Bezug auf Diversität nicht komplex genug erzählt, für die anderen führt sich der aktivistische Kampf der Gleichberechtigung und Akzeptanz im Bewegtbildmedium nur dadurch fort, mit explizit erzählter Körperlichkeit das Anderssein der Protagonist*innen zu verhandeln. Für einige wenige liegt der Weg dazwischen.

Doch eines bleibt ihnen allen gemein. Es werden Wege gesucht, wie die existierende Diversität in eine Inklusion transformiert werden kann. Denn das Bewegtbild hat die Kraft zur Bewegung, nicht nur emotional, sondern auch gesellschaftlich.

Inklusion durch komplexe queere Erzählungen

Inklusion ist für mich als queerer Filmemacher ein wichtiges Element, welches schon beim Schreiben des Drehbuches beginnt.

Ein Konflikt, der einzig und allein die Andersartigkeit in Geschlecht und Sexualität der Protagonist*innen verhandelt, macht für mich keinen queeren Film mehr aus. Eine Figur kann durch ihre gequeerte Erzählweise Konflikte tiefgründiger, einzigartiger und wesentlich komplexer verhandeln. Darüber hinaus müssen wir uns beim filmischen Erzählen bewusst sein, dass es viele queere Figuren gibt, die inkludiert werden können. Es muss nicht immer der schwule Mann sein. Zur queeren Community gehören auch Lesben, Asexuelle, Bisexuelle, Intersexuelle oder Transgender jeglichen Aussehens und Alters.

Komplexe queere Erzählungen erfordern diverse Filmschaffende

Entweder baust du dein Filmteam aus queeren Filmschaffenden, die im Sinne des new queer cinema ihre eigenen Lebensrealitäten in das Projekt miteinfließen lassen oder aus Filmschaffenden, die Offenheit, Einfühlungsvermögen und Ambition mitbringen, sich diesen Lebensrealitäten anzunähern. Bei *Staub* ist uns die queere Erzählweise vor der Kamera nur gelungen, weil wir uns selbst mit unseren vielfältigen und teils queeren Lebensrealitäten in das Kurzfilmprojekt eingebracht haben. Dafür haben wir unter anderem direkt aus queeren Communitys gecastet. So ist es uns gelungen, die erdachte komplexe Inklusion in ein aktives Inkludieren von queeren Realitäten auszubauen.

Queere Filme nicht nur für ein queeres Publikum

Durch die lange Tradition des Filmemachens mit queeren Communitys gibt es weltweit viele Filmfestivals, die sich dem Sichtbarmachen dieser Filme verschrieben haben. Auch das Kurzfilmprojekt *Staub* wird ab Sommer 2024 bei verschiedenen Kurzfilmfestivals weltweit durchgeführt werden. Wir möchten dort nicht nur ein queeres Publikum erreichen, sondern mit dem Kurzfilm auch dahin, wo andere Sichtweisen auf queere Menschen vorherrschen. Wobei uns die komplex erzählte Inklusion der Diversität sehr hilft. Das Kurzfilmprojekt soll zum Diskurs anregen über Erzählperspektiven, Erzählprivilegien und die Wichtigkeit von queeren Filmen in einer vom Umbruch gezeichneten Zeit. Denn wie in *Staub* selbst ist am Ende alles vergänglich. □

Impressum

Herausgeber:

UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de
Facebook: Unique Jena
Instagram: [uniquejena](https://www.instagram.com/uniquejena)
Twitter: [@Unique_Magazin](https://twitter.com/Unique_Magazin)

Chefredaktion: Dennis Pieter (V.i.S.d.P.)

Chef vom Dienst: Silas Richter

Die *unique* ist Preisträgerin des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz“ 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:

Präsidialamt der FSU Jena

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Redaktion:

Aliena Kempf, Andy Eckardt, Dennis Pieter, Ema Wolfram, Heinrich Dirks, Julia Florschütz, Max Pellny, Paula Jänig, Rebecca Hinrichs, Sebastian Baum, Sebastian Kayatz, Silas Richter, Tina Nickel

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:

Cornelius Kreuzwirth, Jerry Kuhn, Lisa Häußler, Nils Richber, Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar

Auflage: 3.000 Exemplare

ISSN: 11612-2267, 24. Jahrgang

Satz & Layout: Dennis Pieter, Tina Nickel

Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben

Onlinebetreuung: Dennis Pieter

Social-Media-Betreuung: Andy Eckardt

Anzeigenbetreuung: Dennis Pieter

Fotografie und Illustration: Ema Wolfram

Bildnachweis | Copyrightvermerke:

Titelbild: Tina Nickel, erstellt mithilfe der KI Craiyon

Seite 5: © pixabay/hosnysalah | Seite 6, 7, 8: Lisa Häußler | Seite 29: © Theaterhaus Jena | Seite 31: © Tarek Rishmawi

Hinweis: Es ist jedem Autor und jeder Autorin unserer Texte selbst überlassen, ob und inwiefern er oder sie gegenderte Sprache oder das generische Maskulinum verwendet. Alle Formulierungen sollen ausdrücklich Personen jeden Geschlechts gleichberechtigt ansprechen.

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

Du gehörst ins Museum! ... nicht nur am Tage, sondern auch in der Nacht!

Freut euch auf die Museumsnächte in eurer Region. Am 11. Mai startet die Kulturhauptstadt Weimar mit über 40 Museen, außergewöhnlichen Sammlungen, Konzerten und einem vielfältigen Kinder- und Familienprogramm. Am 24. Mai öffnen dann in Erfurt die Türen der Museen, darunter das Naturkundemuseum mit exklusiven Einblicken und die neu gekürten UNESCO-Welterbestätten. Das Weimarer Land feiert am 25. Mai zur Langen Nacht der Museen die Wiedereröffnung des GlockenstadtMuseums Apolda am neuen Standort im Eiermannbau und am 31. Mai lädt Jena nach zweijähriger Pause endlich wieder zur Museumsnacht unter dem Motto „Mit allen Sinnen“ ein.

Alle Informationen unter: www.nachtdermuseen.com



Im Mittelalterkeller des Jenaer Studmuseums, © C. Worsch



Die alte Synagoge in Erfurt,
© Stadtverwaltung Erfurt

Goethes Garten, Museums-
nacht 2016,
© Stadt Weimar



LANGE NACHT DER MUSEEN

2024 //



11. Mai // **WEIMAR**

24. Mai // **ERFURT**

25. Mai // **WEIMARER LAND**

31. Mai // **JENA**

nachtdermuseen.com

 Sparkasse
Mittelthüringen

ERFURT
WEIMAR
JENA Die Impulsregion

